



Wöchentlich Eine Nummer.
Preis vierteljährlich 2 Mark.

N^o 44.

Alle 14 Tage Ein Heft.
Preis 35 Pfennig pro Heft.

Löbliche Bände.

Roman

von

B. A. B.

(Fortsetzung.)



Feri war, besonders in der ersten Zeit seiner Rückkehr, eine interessante Persönlichkeit, und die Frauen kamen ihm freundlichst entgegen, obwohl Feri nichts weniger als hübsch genannt werden konnte. Seine Gestalt war zu gedrungen, zu breit für seine Größe; er hatte

einen enormen Brustkorb und sein Gesicht war auch breit; sein schwarzes Haar stand aufwärts; aber Graf Feri war witzig, gutmütig, hatte wunderschöne Zähne, lachte angenehm und war von Riesenstärke.

So unähnlich nun Feri seinem Vater Ferencz äußerlich war, so hatten sie doch die Erfolge bei den Frauen gemein, und ein fremder Beobachter hätte aus der gar bequemen Art, in welcher Graf Feri mit vielen der Damen umging, sonderbare Schlüsse ziehen müssen.

Im Lande Siebenbürgen gab es aber damals nichts Sonderbares, sondern nur Alltägliches.

„Ja, sie spielt ihn schon lange,“ wiederholte Graf Feri, „aber Sie scheinen ihn heute besonders ungern zu hören — warum denn?“

Ilka stand vom Sopha wieder auf, sie redete nichts, ging auf und ab, die Arme gekreuzt.

Feri's Blicke folgten ihr.

Nach einer Weile sagte er, den Mund zu Sarkastischem Lächeln verzogen, in fragendem Tone:

„Etwa Karoline?“

Ilka schüttelte den Kopf.

„Nicht?“ fragte Feri, „so vielleicht Eszter?“

Deutsche Roman-Bibliothek. XII. 22.

Ilka schüttelte wieder den Kopf.

„Sind Sie eifersüchtig, wirklich eifersüchtig? Wozu das?“

Ilka blieb stumm.

„Ich dränge mich nicht in Geheimnisse ein,“ fuhr Graf Feri fort. „Für Männer ist es am besten, ledig zu bleiben — sie behalten so ihre Freiheit; aber Frauen bekommen ihre Freiheit doch erst, wenn sie sich verheirathen; sind sie aber frei, so sollen sie auch darnach leben und denken — Eifersucht —“

„Man sieht,“ unterbrach ihn Ilka, „daß Sie ein Ausländer geworden sind und man merkt Ihnen den Katholiken an; auch haben Sie das Temperament der Szekler vergessen. Glauben Sie wirklich, daß es einer reformirten Frau gleichgültig sein kann, was ihr reformirter Mann unternimmt? Im Auslande hat man schwerlich einen Begriff davon, wie sich die Beziehungen bei uns schnell verwirren können.“

Feri stand jetzt auf, ging seinerseits hin und her und schien nachzudenken, was er der Frau auf diese Bemerkung sagen sollte. Es fiel ihm genug ein, aber er wollte nicht Phrasen machen, sondern Entscheidendes sagen. Er drehte sich den Schnurrbart und fuhr mit der großen Hand über die kurzgeschorenen Haare, aber der rechte, der überzeugende Satz wollte nicht erscheinen.

„Wissen Sie, liebe Freundin,“ sagte er endlich, „das ist Alles unpraktisch, lassen Sie ihn seine Wege gehen und gehen Sie die Ihren. So lebt sich's am bequemsten zusammen.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Ilka erregt. „Konvenienz, Moral, Glück, Existenz, haben Sie auch nur je darüber nachgedacht?“

Ilka hatte das mit einer gewissen Verachtung gesagt, die Feri beleidigte.

„Das ist etwas zu viel, meine gnädige Frau,“ sagte er. „Sie sprechen mir das Denken ab“ — in der That aber hatte Graf Feri nicht viel darüber nachgedacht. — „Warum soll ich über Existenz, Moral und dergleichen nicht nachgedacht haben?“ fuhr er fort. „Nachgedacht so gut als irgend Einer oder Eine, aber wenn ich darüber nicht rede, so kommt das daher, weil man im Westen diese Dinge bereits abgethan hat, Dinge, über die man bei euch noch grübelt. Sein kurzes Leben genießen ist denn doch die höchste Existenzphilosophie und, wie ich glaube, auch Aufgabe; und Moral, das ist die Rüstung aller Menschen gegen Angriffe. Will Jemand seine Rüstung tragen, so ist das seine Sache, und läßt sich Jemand die Rüstung abnehmen, so thut er's freiwillig.“

„Lassen Sie mich mit diesen Wortspielereien,“ antwortete Ilka; „Sie verstehen nichts vom Leben, gar nichts, das sage ich Ihnen.“

„Nun, so lehren Sie mich, gnädige Frau, was ich nicht verstehe,“ sagte Feri, „und wenn es nicht Karoline und Gzter ist, wer ist es dann?“

„Nichts als Neugierde,“ sagte Ilka piquirt. Sie schwieg.

Auch Graf Feri schwieg.

Der Gardas im Nebenzimmer war verstummt; man hörte eine Thür zuschlagen und die walachischen Bauern riefen ihr „Găo, Găo!“ die Wagenräder knarrten, die Hähne krächten — sonst war das Haus mäuschenstille.

Viertes Kapitel.

Bejagd.

Die Jagd hatte ihren Verlauf genommen. Fecske, eine Hündin Taroczi's, war Siegerin geblieben, ihr Herr Sieger. Man hatte siebenzehn Hasen gehetzt, wovon Fecske allein fünfzehn gefangen, und Taroczi's Pferd hatte sich als der beste Renner bewährt. Der Nappe Ida's, obwohl an Schönheit alle anderen übertreffend, stand weit hinter Taroczi's Noziska zurück. Taroczi war zwar stets bemüht, Ida den Vorrang zu lassen, aber nur zweimal gelang es ihm, dem Nappen den Vorsprung zu sichern, und auch da hatte er zu Mitteln Zuflucht nehmen müssen, welche die übrigen Jäger höchlichst mißbilligten. Wahrhaft unverschämt hatte Taroczi den Reitern den Weg abgeschnitten und einen von ihnen, den Neffen des Hauses, sogar niedergeritten, um Ida vorzulassen; aber Niemand erhob Klagen als Ida selbst, die offenbar der Meinung war, daß ihr Pferd den anderen überlegen sein müsse.

Um drei Uhr Nachmittags hatte man geschlossen, die Beute wurde auf einen Bauernwagen geladen, und die Gesellschaft ritt heim. Die Wege waren schmal, man mußte zwischen Rainen durch, so daß höchstens zwei Personen neben einander reiten konnten. Der alte Baron Marosfalvy ritt an der Spitze, nach ihm kam Ida, deren Pferd weiß vor Schweiß war, und dann folgten die Reiter und Knechte in be-

liebiger Ordnung. Taroczi war abgestiegen, hatte seine Fecske geliebkost, ihr Zucker und Backwerk gereicht, die er in der Tasche führte, sie dann seinem Diener übergeben, welcher zu Fuß ging und, dem Thiere schmeichelnd, die Fütterung mit Kukuruzbrod fortsetzte, das Fecske mit ebenso großer Begierde verzehrte, als früher die verzuckerten Schnitten.

Taroczi gab dann seinem Pferde die Sporen und ritt quer durch die Stoppelfelder auf Ida zu.

Vater Marosfalvy ritt entweder schneller, oder Ida hatte den Schritt ihres Thieres gemäßiget, kurz, der Zwischenraum zwischen ihm und ihr war größer geworden; nun hielt sie ihr Pferd zurück und Taroczi erreichte sie.

Ida hatte einen schiefen Blick. Man bemerkte es gewöhnlich nicht; wenn sie aber erregt war, so schielte sie.

Taroczi drehte den Kopf zu ihr, aber er konnte nicht mit Bestimmtheit wissen, ob Ida ihn anjah.

„Dein Nappe geht prächtig,“ sagte er zu Ida.

„Laß mich,“ antwortete sie; „ich hasse Dich.“

„Wie kindisch!“ sagte Taroczi.

„Du hast mich heute schmähdlich behandelt,“ sagte sie trotzig; „ich hasse Dich, Deinen Hund und Dein Pferd.“

„Ich schenke Dir beide, ich habe nichts Besseres als Noziska und Fecske,“ sagte er.

Sie lachte hoch auf. „Ich brauche und will Deine Geschenke nicht!“ rief sie ihm zu, die Reitgerte schwenkend.

Einige Reiter nahen sich.

„Ich hasse Dich doch,“ schloß sie, ihr Pferd in Trab setzend.

„Und ich liebe Dich,“ sagte er kurz, sein Pferd herumwerfend, bald aber es wieder wendend und langsam zu ihr hinreitend.

Ida schaute jetzt rechts. Nach einigen Sekunden wendete sie sich links, und als sie Taroczi erblickte, hieb sie mit der Reitgerte so gewaltig auf die Groupe ihres Nappen, daß das Thier Langaden machte, wie sie ein ungarischer Gardist am Fronleichnamstage nicht besser hätte machen können, fügte einen zweiten Schlag hinzu und im Nu war sie an der Seite ihres Vaters.

Taroczi's Pferd wollte dem Nappen nach, er hatte große Noth, es zurückzuhalten und in gemäßigten Schritt zu bringen. Langsam ritt man durch die Fluren in's Dorf hinauf dem Herrenhause zu.

Die Frauen hatten sich im Empfangszimmer gesammelt, traten auf die Veranda hinaus. Nahe am Kapu (Hausthor) setzte Ida ihr Pferd wieder in Galopp, ihr nach alle Reiter in demselben Tempo; sie war die Erste daheim, wie die Erste weg, sprang aus dem Sattel, ließ dem Pferde die Freiheit, das der Knecht kaum einzufangen im Stande war, grüßte die Frauen mit der Reitpeitsche, ohne ein Wort zu sagen, und verschwand in ihrem Zimmer.

Man läutete zum Mittagessen.

Fünftes Kapitel.

Der Querkopf.

Man läutete zum zweiten — zum dritten Male. Ida erschien nicht.

Baron Marosfalvy führte seine Gesellschaft in den großen Speisesaal. Diener reichten starken Brauntwein in kleinen Gläsern; während dessen kamen die Jäger in den Saal; auch Taroczi hatte sich umgekleidet und bereits einige Gläser gebrannten Wassers getrunken, als er seine Frau mit Graf Feri bemerkte; er grüßte mit der Hand, fragte laut, woher Feri käme, erhielt die Antwort: „Aus Paris“, ging dann zu Karoline, der er den Arm bot und die er zur Tafel führte. Man setzte sich. Ob absichtlich, ob zufällig, der Sitz links von Taroczi blieb leer — Ida war noch nicht da.

Es waren an die vierzig Gäste zu Tische. Feodale Gastfreundschaft! Weinlese. — Wochenlang währte das Fest; die Gäste lösten sich ab, die stattlich gefüllten Vorrathskammern wurden gelichtet. Fette Speisen und starke Weine gab es in Hülle und Fülle.

Man war bereits beim dritten Gange angelangt, als Ida kam. Graf Feri stand auf, hob sein Glas und grüßte das Fräulein vom Hause.

Graf Feri's langer Toast fiel hölzern genug aus; er war wirklich nicht mehr Magyar genug, und die Anhäufung von Worten der Schmeichelei machte bei ihm einen fast komisch-grotesken Eindruck. Er selbst konnte das Lachen kaum halten, als er mit „Éljen a bator vadászno!“ („Es lebe die kühne Jägerin!“) schloß.

Ida, die während des Toastes stehen geblieben, setzte sich jetzt nieder, hob dann ihr leeres Glas halb in die Höhe, machte eine Kopfbewegung gegen Graf Feri zu und sagte: „Es lebe der Hohn!“ („Éljen a guny!“) — Dann drehte sie sich zu Taroczi und wiederholte: „Es lebe der Hohn!“ Sie sagte das aber ganz leise und fing zu essen an.

Ungarische Mahle dauern selbst dann ziemlich lange, wenn sie den Charakter von Gelagen nicht annehmen. Auch das Diner Marosfalvy's dauerte lange, denn was Küche und Keller, was Feld und Garten, was Meier- und Hühnerhof boten — es wurde in altungarischer Gastfreundschaft dargebracht, daß sich die Tafel bog.

Die Frauen hatten längst den Tisch verlassen, die Herren saßen noch beim Becher und rauchten aus langen Pfeifen heimischen Tabak, dessen Qualm die Kerzenlichter verfinsterte, welche man bereits in den großen Speisesaal gebracht hatte.

Karoline spielte wieder ihren Csardas, die anderen Frauen saßen in ihrem Zimmer um sie herum, Ida stand vor dem großen Ofen, der schon etwas geheizt war; man wußte nicht genau, wohin sie sah, denn ihr Blick war wieder schief.

In der Mitte des Zimmers standen andere Frauen, in fröhlicher Stimmung plaudernd, als Graf Feri hereintrat, sich umsah, und als er Ida erblickt hatte, die Cigarre in das offene Speisezimmer zurückwarf und sich vor sie hinstellte.

„Ich habe Dir etwas mitgebracht aus Paris,“ sagte er, „darf ich es Dir geben?“

Wie aus einem Traum erwacht, zuckte Ida zusammen, schloß einen Moment die Augen, vielleicht, um den Sehwinkel wieder zu richten, sah dann Feri an und fragte ihn, was er wolle.

Graf Feri hatte die Hand in die Brusttasche

gesteckt, wie um etwas herauszuziehen, als Ida schnell sagte: „Nein, nein, Du darfst mir nichts geben, von Dir nehme ich nichts, Du hast für uns Landbewohnerinnen nichts als Spott, nichts als Verachtung — ich aber bin mir viel zu gut für Deine Weltanschauung.“

„Immer noch nervöse? Seit vorigem Jahre nicht ruhiger geworden?“ fragte er in gezogenem Tone.

„Ich habe gar keine Nerven, blöde Dinge das — aber für Dich, das weißt Du, bin ich doch zu gut,“ sagte sie und schien Antwort zu erwarten — aber sie besann sich anders, noch bevor er etwas erwidern konnte, und fuhr fort: „Doch ja, etwas kannst Du mich lehren, lehre mich Karten spielen.“

„Ja, recht gerne, stelle eine Partie zusammen; willst Du Whist spielen?“

„Nein, Mafao,“ sagte sie, aber sie änderte ihre Absicht gleich wieder und sagte „Whist“.

Sie rief einen Diener, ließ im Nebenzimmer den Tisch richten, holte Frau von Taroczi und Karoline und setzte sich selbst zum Tische; Graf Feri gab Karten und bald spielten sie ganz ernsthaft, während im Nebenzimmer getanzt, im großen Saale gezecht wurde.

Feri hatte Vieles am Spiele seiner Genossinnen auszufehen, indeß zeigte es sich, daß sie alle Drei nicht so übel spielten, wenn sie auch von Inpasse und Inbite nicht gar zu klaren Gebrauch machten und namentlich die Atout über alle Gebühr schonten und sparten. Taroczi hatte sich hinter seine Frau gestellt, als diese Ida's Partnerin war, und Bekterer mit etwas verglasten Augen in das schöne Antlitz geschaut, während Graf Feri's Luchsgesicht die Karten seiner Gegnerinnen gewiß so gut gesehen hatte als diese selbst. Nur Ida gab sich Mühe, ihn nicht hineinschauen zu lassen, vergaß aber von Zeit zu Zeit ihre Sorgfalt und lachte, wenn ihr Graf Feri einfach sagte: „So gebe doch die Treffdame zu!“

„Pfiu — so in die Karten zu gucken!“ sagte Ilka, worauf Feri antwortete: „Es ist keine Sünde, in die Karten zu sehen, sondern sich hineinschauen zu lassen.“

„Spielmoral!“ bemerkte Ida.

„Heute ist diese Spielmoral bereits zur herrschenden des ganzen Lebens geworden,“ antwortete Graf Feri, „Du weißt es nur noch nicht, aber Du wirst es auch noch lernen.“

„Ach in fremde Karten sehen lernen!“ rief Ida entrüstet und zeigte gute Lust, ihr Spiel wegzuworfen. „Nie, nie!“

„Nun, dann wird man Dir hineinschauen,“ sagte ganz ruhig Graf Feri, „jetzt spiele aber endlich das Atout-Aß aus, das Du schon dreimal berührt hast, ohne Dich entschließen zu können.“

„Schändlich!“ sagte Ida, mußte aber doch lachen, und Alle lachten mit, nur Taroczi nicht, er kehrte um, ging in's Speisezimmer zurück und fing wieder an zu trinken und zu rauchen.

Lange hielten die drei Damen am Spieltische nicht aus. Ida gab nach dem dritten Nobber das Zeichen zum Ende; Feri machte die Rechnung, und als er fertig war, legte er seinen Verlust auf den

Tisch, ging in's Zimmer, wo getanzet wurde, und setzte sich zu Karolinen.

Fräulein Karoline Szenta, eine hochgewachsene blonde Dame mit blauen Augen, war eine der vier Töchter, welche Baron Szenta die seinen nannte.

Der Vater hatte gebient, war in Wien bei der Kammer gewesen, dann Gubernialrath geworden und sah jetzt pensionirt auf seinem Gute. Fast alle Siebenbürger Frauen machen Furore, wo sie immer erscheinen. Alle vier Töchter hatten in Wien große Anerkennung gefunden; alle groß, schlant, alle mit dem bestechenden Comtessenschliff, alle stachen in den Kreisen hervor, in denen sie sich bewegten.

Die Galbaristokratie und die Beamtenwelt, damals noch strenger abgeschlossen als jetzt, waren ihr Boden. Höher hinauf kamen sie selten, tiefer hinunter noch seltener. Ersteres gestattete der Hochmuth der Anderen, letzteres ihr eigener nicht.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die vier nicht reichen Mädchen, wie gefeiert sie auch waren, doch lange brauchten, bis sie zur Heirath kamen. Die Älteste nahm einen ziemlich alten Husarenrittmeister, der sie, nachdem er ausgiebig gelebt hatte, nach Hause führte, dort in sehr kleinen Verhältnissen zur häuslichen Arbeit zwang, aber nach und nach gewöhnte sich die Frau auch an dieses Leben.

Die Zweite und Dritte machten ähnliche Partien; die Eine hatte einen Güterverwalter genommen, ließ sich Baronin nennen und war zufrieden in ihrer Selbsttäuschung; die Dritte war an einen Sekretär verheirathet und sollicitirte um Stipendien für ihre vier Söhne, die sie auch richtig erreichte; nur die Jüngste, Karoline, hatte noch keinen Mann.

Wie gesagt, hatte ihr Taroczi den Hof gemacht und Graf Feri besonders auf einer Redoute stark zugesetzt, so daß sie fast geglaubt hatte, sie sei geborgen — aber Taroczi nahm Ilka und Feri bisher keine Frau. Das war noch das Schönste an ihm, denn Feri hatte Karolinen geküßt, als er sie vom Maskenballe heimbegleitet, hinter dem Rücken der damals noch lebenden Mutter.

Frauen legen großes Gewicht auf den Kuß und hielten in jenen Zeiten dafür, daß er das Band festknüpfe, das von ihm ausgeht. Aber Graf Feri war weggerüst, und als er wiederkehrte, hatte er sie nicht mehr geküßt.

Seither und besonders seit der Vater in Pension stand, hatte sie zwar manches Verhältniß gehabt, aber zur Heirath war's nicht gekommen. Hochmuth, sagte man, vielleicht aber war Kleinmuth die eigentliche Ursache!

Wer sie näher kannte, was wohl bei Freiern und Courmachern selten der Fall ist, gab zu, daß sie ein ernsthaftes Wesen sei, mehr gelernt habe als viele ihresgleichen, die Wirthschaft verstehe, gesundes Urtheil habe, schön sei und auch gut — aber alle diese guten Eigenschaften geben einen etwas nüchternen Anstrich, ein überlegenes Aussehen; bei Frauen liebt man Charakter nicht sonderlich, und Liebenswürdigkeit ist eher alles Andere als Charakterfestigkeit — indeß hätte Karoline Geld gehabt, wie sie und ihre Familie es nicht hatten, so wäre ihr Kleinmuth vielleicht besiegt worden; so blieb sie ledig.

Karoline erröthete, als Feri sich ohne Umstände zu ihr setzte. Feri hatte wirklich total vergessen, was zwischen ihnen vorgefallen war; bei ihm machte derlei nicht Epoche, Schnitt der Kuß nicht in's Leben ein, knüpfte kein Band.

„Ich will morgen nach Klausenburg und bei Ihrem Vater Station machen; werde ich ihn zu Hause finden?“

„Ja wohl, er wird sich sehr freuen, Sie zu sehen, auch ist er ganz allein.“

„Bleiben Sie noch länger hier oder darf ich Ihnen meinen Wagen für morgen anbieten?“ fragte er weiter.

Karoline sah ihn verwundert an, und jetzt mochte sich Feri des Vorfalls erinnern, denn er fügte bei:

„Ich reite sehr früh zu Jostka, Ihrem Nachbar, und komme von dort nach Boldogfalva, wohin ich meinen Wagen schicke, Sie können daher über ihn verfügen.“

„Ich weiß noch nicht, ob ich wegkomme,“ antwortete Karoline, ihr Taschentuch ballend, „aber ich wünsche, nach Hause zu kommen und nehme vielleicht Ihren Antrag an.“

„Schön,“ sagte er, „um wie viel Uhr wollen Sie den Wagen?“

„Um acht Uhr, bitte ich Sie.“

„Auf Wiedersehen!“ sagte Feri, sich erhebend und Karolinen die Hand gebend.

Sie blieb sitzen; er ging zu Ida, die an der Thüre des Speisezimmers lehnte und den Toast anhörte, den ein Gast des Hauses auf den „Egylet“ ausbrachte, indem er den vaterländischen Wein rühmte, der pures Gold sei und den Ungar jung erhalte für alle Zeiten.

Als Graf Feri bei Ida ankam, sah er hinter der Thür Taroczi stehen, der eifrig zu Ida sprach.

Feri zog sich etwas zurück, postirte sich hinter Ida und sagte leise: „Laß Dir nicht in die Karten sehen.“

Ida kehrte sich auf dem linken Absatze um, maß Feri mit einem Blicke, dessen Energie durch den verengten Schwinke zum Ausdruck kam, kehrte sich wieder um, gab Taroczi den Arm und ging auf die andere Seite des rauchgefüllten Saales.

Es war Mitternacht geworden. Noch ein Duzend Toaste folgten, noch tanzte man Gardas, als der alte Hausherr zum Ende mahnte.

Die Herren suchten ihre Kleider und Hüte, im Hofe hörte man Stimmen der Kutscher, Schellen der Pferde, das Gesinde räumte die Tische ab; die nicht bei Marosfalva wohnten, fuhren fort, die hier blieben, suchten ihre Zimmer; bald verlöschten die Lichter.

Der alte Hofhund stieß noch sein heiseres Gebell aus, als Graf Feri sein Pferd bestieg und die schiefe Straße hinabritt, die zur Maros führte; der Mond ging eben auf; Feri zündete seine Cigarre an und ritt langsam dem Strom entlang zu Jostka.

Sechstes Kapitel.

Das Antersfand der Liebe.

Egizer hatte das Kind gepflegt, das Haus in Ordnung gehalten. Schon waren Taroczi's mehr

als eine Woche abwesend, als endlich der Wagen von ferne erschien. Gzter hatte diesen Wagen sehnsüchtig erwartet. Plötzlich war ihr die Verantwortung lästig geworden, sie wußte selbst nicht warum. Anfangs schien es ihr ganz hübsch, diese mütterliche Aufgabe erhalten zu haben. Sie gab das Kind nur aus der Hand, um es der Amme an die Brust zu legen, ja selbst die ersten Nächte brachte sie im Herrenhause zu; aber nach etlichen Tagen überfiel sie eine unerklärliche Angst; das Kind schien ihr krank; die Kindsfrau und Amme lachten, als Gzter sie fragte, was dem Kinde fehle. „Nichts, gar nichts,“ war die Antwort, und die Amme zeigte Gzter, mit welcher Eier das Kind die Milch nahm. Aber Gzter rührte die kleine Ilka nicht mehr an, so scheute sie sich. Während sie nach der Abreise der Taroczis ihr Hauswesen ganz vernachlässigt hatte, wendete sie sich demselben nun wieder zu, und sie war es, welche vom Hofe aus den vierspännigen Wagen zuerst hatte über den Hügel herüber fahren sehen. Nun lief sie in aller Eile in's Herrenhaus und kündigte die Ankunft der Herrenleute an. Alles rannte durcheinander; der Koch hatte bei sich eine Tarocpartie arrangirt, raffte die Karten zusammen und schüttelte den Zigeunerjungen beim Schopfe, der vergessen hatte, das Herdfeuer zu unterhalten, was doch seine einzige Verpflichtung war; das Stubenmädchen sah im Zimmer des Szántarto und hörte zu spät, daß die Herrschaft käme; im Zimmer der Frau war's eiskalt — Niemand hatte die Müdkehr erwartet. Gzter donnerte tüchtig in die Leute hinein, legte aber selbst Hand an Ilka, band ihr ein breites blaues Band um den kleinen Wickel Leib und setzte ihr eine blaue Haube auf, legte sie in die Hände der Kindsfrau, und nachdem sie der Amme die Weisung gegeben, aufzuräumen, lief sie in ihr Haus zurück.

Langsam näherte sich das Biergespann, auffallend langsam, denn Herr von Taroczi pflegte überaus schnell zu reisen. Gzter stellte sich an ihr Fenster und guckte hinaus, der Wagen mußte da vorüber. Wieder hatte sie den rechten Ellenbogen auf die linke Hand gestützt und spielte mit den Fingern an der Unterlippe.

Der Wagen kam. Aber er war ganz geschlossen, sie konnte nichts sehen. Links ab lenkte der Kutscher zum Herrenhause und fuhr in den Hof. Gzter stand noch eine Weile am Fenster, dann machte sie sich im Hause zu thun.

Frau von Taroczi war allein zurückgekehrt. Eine düstere Wolke lag auf ihrer Stirn. Sie ging in ihr Zimmer, wo das Mädchen neben dem Ofen kniete und Feuer anblies.

Ilka ließ ihren Mantel mitten im Zimmer fallen, warf den Hut auf das Bett und ihm nach die Handschuhe.

„Was machst Du da?“ fragte sie das Mädchen, das schon ganz roth im Gesichte war, so sehr strengte es sich an.

„Wir wußten ja nicht, daß gnädige Frau so bald zurückkommen würden,“ sagte es schlichtern.

„Geh' hinaus, ich brauche kein Feuer!“

Das Mädchen blies noch etliche Male und ging dann eingeschüchtern fort.

Im Kindszimmer wartete man auf die Mutter; aber sie kam nicht. Stunde auf Stunde verging; die Mutter kam nicht zu ihrer Tochter. Es wurde Abend, Frau von Taroczi hatte nicht geläutet, nichts zu essen verlangt. Niemand hatte sie zu sehen bekommen.

Gzter, von der Lage der Dinge unterrichtet, ging spät Abends in's Herrenhaus, sah nach dem Kinde und befahl dem Stubenmädchen, zur Frau zu gehen und sie zu fragen, ob sie krank sei oder etwas brauche.

Zögernd klopfte das Mädchen an Ilka's Thür — aber keine Antwort; sie trat ein; Frau von Taroczi saß in ihrem Fauteuil, gekleidet so, wie sie angekommen war.

„Was willst Du?“ fragte sie.

„Frau Gzter schickt mich und läßt fragen, was die gnädige Frau befehlen.“

„Wie viel Uhr ist es?“

„Bald sieben Uhr.“

„Gut, ich brauche nichts, richte das Bett, ich werde mich bald niederlegen.“

„Sind gnädige Frau krank?“

„Nein.“

Das Mädchen ging wieder, erzählte Gzter, daß die Frau schlechter Laune sei, ging dann in's Schlafzimmer, das Bett zu machen, wie ihr befohlen war.

Gegen Mitternacht wurde Gzter geweckt, die Amme stand vor dem Bette, hielt ihr ein Licht vor die Augen und schrie mehr als sie sprach:

„Unser Kind ist krank!“

Gzter erhob sich, warf schnell die nöthigsten Kleider über, ging in den Hof, rief den Knecht, der den Kopf durch die Stallthür steckte.

„Sattle den Bátor und reite nach dem Doktor!“

„Ich werde lieber einspannen und ihn bringen.“

„Auch gut.“

Gzter ging mit der Amme fort.

Die Kindsfrau trug das Kind auf dem Arme, in Kissen eingeschlagen. Das Kind athmete schwer, das Gesicht war dunkelroth, die Haut trocken.

„Was fehlt der Armen?“ fragte Gzter.

„Ich glaube, das Kind hat die Bräune,“ entgegnete die Kindsfrau, „was nur machen?“

Niemand wußte, was thun. Sauerteig, Senfteig, warme Pauschen, Kamillenthee — Alles wurde angewendet, die Mutter war gekommen — hülflos wie alle Anderen zusammen.

„Der Doktor, wo ist er?“ fragte sie.

„Das wird wohl noch eine Stunde dauern,“ meinte Gzter.

Die beängstigenden Symptome nahmen zu; die Krankheit im Steigen, so plötzlich, so schrecklich schnell, und der Vater nicht zu Hause!

Es vergingen fast zwei Stunden, als man den Wagen rollen hörte.

Endlich!

Der Doktor kam, das heißt der Chirurg aus der nächsten Stadt.

Er brachte alle Mittel mit, die man brauchen konnte; selbst Brechpulver hatte er bei sich; aber sie thaten keine Wirkung: nach weiteren drei Stunden war die kleine Ilka todt.

Nun wurde Bátor doch gesattelt, er mußte zu Marosfalvy laufen, wo Herr von Taroczi zurückgeblieben war.

Das ganze Taroczi'sche Haus befand sich in einem erbarmenswerthen Zustande.

Ilka hatte nur Thränen, so lange das Mädchen noch lebte; als es todt war, lief sie auf ihr Zimmer und sperrte sich ab. Gzter saß neben der kleinen Leiche und weinte bitterlich. Sie war nicht wegzubringen. Szabó Gyuri, selbst erschüttert, suchte vergebens seine Tochter nach Hause zu bringen. Sie widerstand, mehr mit Mienen als mit Worten, dagegen entschieden, so daß der alte Vater unverrichteter Sache fortgehen mußte. Immer neue Ströme von Thränen ergossen sich über ihr Gesicht, das gleichwohl keine Miene verziehen zu können schien, nur die Mundwinkel zuckten zeitweilig krampfhaft nach abwärts.

Mutter und Kindsfrau gingen wie verloren herum, bald wollten sie die Leiche schmücken, bald Kerzen anzünden, aber Gzter wehrte Alles ab, bis die beiden Frauen endlich das Zimmer verließen, sich in die Küche setzten, wo das zahlreiche Gesinde, jetzt verstummt, um das offene Herdfeuer saß, die Männer rauchend, die Frauen ihr Gesicht zur Trauer verziehend, wie es ordentlichen Dienstleuten zukommt, während der Koch in seinen schmutzigen weißen Kleidern nichts that, als dann und wann eine kleine Labung trinken, die er in der Speisekammer selbst für diese traurige Zeit in Bereitschaft hatte.

Drei Stunden war der Bote fort, zum wenigsten drei andere Stunden mußte es dauern, bis Taroczi heimkehren konnte, selbst wenn er seine Roziska zu Leistungen vermochte, wie jene an der Seite von Ida's Kappen.

Der Bote ließ sich kein Säumniß zu Schulden kommen. Ein echter Szeckler, ritt er gleich vom Flecke im Galopp. Bátor merkte selbst, daß es sich um etwas Großes handle, denn er wartete keine Mahnung ab, blies durch die Rüstern, daß dicke Hauchwolken in die kalte Nacht hinausströmten, und rannte unermüdtlich fort eine ganze Stunde lang, dann aber fiel er in Trab. Jetzt fühlte er einen argen Druck in den Flanken und machte einen Satz, den ein englischer Renner nicht weiter hätte machen können, und setzte den unterbrochenen Galopp fort — aber nach kurzer Zeit folgte der Trab wieder und so fort. Als er dem Hause Marosfalvy nahe kam, war Bátor so erschöpft, daß er den Hügel hinauf nur noch im Schritte gehen konnte. Es war nahezu sieben Uhr Morgens geworden, als der Knecht den Hof betrat, wo schon reges Leben herrschte.

„Wo ist Herr Taroczi?“ rief Pál — das war sein Name — den Leuten zu.

„Er ist fortgeritten mit Fräulein Ida schon um sechs Uhr früh.“

„Wohin?“

Niemand wußte Bescheid.

Siebentes Kapitel.

Beim Junggesellen.

Es mochte etwa halb vier Uhr des Morgens gewesen sein, als Graf Feri vor dem großen Haus-

thor der Kurie angelangt war, welche, Eigenthum des Herrn Josef von Kereszti, von ihm bewohnt wurde.

„He, Jostka!“ rief Graf Feri. „Gollaho! — aufmachen!“

Aber es rührte sich Niemand, nur die Hundehunde bellten hinter dem Gebäude.

Noch einige Male rief Feri sein Gollaho, dann aber wurde er ungeduldig, stieg ab und klopfte mit dem Knopfe seines Reitstockes so mächtig als nur möglich an das Hausthor. Zuerst antworteten wieder nur die Hunde, dann hörte man das Zuschlagen einer Thür im hintern Hofe und endlich rief eine Frauenstimme: „Wer da?“

Feri nannte sich, die Stimme antwortete: „Werde es dem Herrn melden.“ Darauf wurde es wieder still.

Nach einer Weile zeigte sich schwaches Licht in einem der Zimmer rechts vom Hausthor. Feri ging am Staketenzaun entlang, das Pferd am Zügel, und sah in's nicht verhängte Fenster hinein.

Eine alte Frau im Nachthemde, das Licht in der Hand, stand unter der geöffneten Thüre; man sah sie reden.

Rechts an der Längswand des Zimmers stand das Bett; drinnen lag offenbar Jemand, aber er schlief fest.

Feri lehnte sich an den Zaun; die Szene fing an ihn zu unterhalten.

Die Frau begann zu schreien: „Ein Gast ist da!“ Aber der Schläfer hörte nicht; da erschienen zwei große Hunde zu beiden Seiten der Frau, diese kehrte sich um und schwenkte das Licht, wie um die Hunde wegzujagen; aber anstatt zurück, sprangen die Hunde vorwärts und einer derselben geradeaus in's Bett des Herrn.

Es war ein großer Wolfshund, der etwa fünfzig Pfund oder mehr wog.

Wie von der Tarantel gestochen fuhr der Schläfer auf, und im Augenblicke hatte der Hund einen Schlag, daß er winselnd der Thür zusprang, der zweite folgte und die Frau war ungerannt, das Licht erloschen. Man hörte tüchtige Flüche und nach kurzer Finsterniß erhellte sich der kleine Raum wieder. Jostka stand bei seinem Nachttischchen und zündete mit dem Reibhölzchen die Kerze an; hinten erhob sich langsam und mühevoll die alte Beschließerin, sorgfältig ihr Hemd glättend und die Hunde abwehrend, die neugierig die ungewohnte Szene betrachteten.

Graf Feri mußte laut lachen und lachte vielleicht geflissentlich lauter, um gehört zu werden.

Herr von Kereszti verhandelte mit seiner Wirthschafterin, wieder folgten Flüche, Kereszti zündete eine türkische Pfeife am Licht an und ging endlich zum Fenster, das er öffnete, und einen nicht wiederzugebenden Fluch ausstoßend, rief er hinaus: „Nu, wer ist da?“

Graf Feri nannte sich abermals. Lautes Gelächter folgte aus dem Fenster, das sich schloß, nachdem noch ein: „Du Narr!“ halb herausgestoßen worden war.

Feri kehrte zum Thore zurück. Er mußte noch ziemlich lange warten, bis es geöffnet wurde. Es kam Marton, der Kutscher, und Marczi, der Bediente, Beide in Nachtkleidern. Ersterer nahm das Pferd,

Lehterer den Nachtsack und führte den Herrn Grafen in ein komfortables Zimmer, wo bereits zwei Lichter brannten, die Vorhänge geschlossen waren und ein gutes Bett aufgedeckt dastand.

„Befehlen Herr Graf noch etwas?“

„Ich brauche nichts; aber wecke Er mich zum Frühstück.“

„Um sechs Uhr?“

„Um sechs Uhr.“

Der Burische ging fort und schloß die Thüre.

Feri kannte seinen Freund Jofka, er kannte sein oft benütztes Absteigequartier, zog sich aus, legte sich schlafen, und es schien ihm, er sei kaum eingeschlafen, als Marcezi die Thüre vorsichtig öffnete und mit einem Bunde Holz auf dem Arme, einer vollen Blutchaufel in der Hand erschien und zum Ofen ging, worin er Feuer machte.

„Wie viel Uhr ist es denn?“ fragte Feri.

„Fünf Uhr, Herr.“

„Vergesse Er nicht, mich um sechs Uhr zu wecken.“

„Zu dienen Herr! Soll gesattelt werden?“

„Nein.“

Feri drehte sich herum und schlief wieder ein.

Um sechs Uhr öffnete sich die Thür und Herr von Kereziti trat herein, eine große Dellampe in der Hand, den Tschibuk fest zwischen den Zähnen, während er die Thürklinke in der Hand hielt; sobald er diese losgelassen hatte, nahm er das türkische Rohr in die Linke und glich nun einer Statue.

„Servus, Feri!“ rief er in unnachahmlichem Basse. „Isten aldja meg, Gott segne Dich! Willst Du jagen gehen?“

Feri war dießmal mühevoller erwacht, drehte sich langsam herum, verdeckte sich die geblendeten Augen und sagte endlich, die Glieder streckend: „Laß mich noch schlafen.“

Herr von Kereziti drehte sich um, nahm den Tschibuk wieder zwischen die kräftigen Zähne, die Klinke in die Hand und schloß die Thüre hinter sich.

Hiedurch erwachte Feri erst vollkommen, stand auf, kleidete sich schnell an und ging in's große Speisezimmer; dort fand er Marcezi, der ihm die Nachricht brachte, er solle um acht Uhr bei Frau Fischer sein, die ihn zum Frühstück erwarte.

Feri und Jofka waren von gleichem Alter, hatten zusammen studirt, zusammen in Berlin absolvirt, zusammen im Auslande gelebt, bis etwa vor sechs bis sieben Jahren Jofka in Baden-Baden eine wunderschöne Blondine, Fräulein Fritzi, kennen lernte, mit der er zuerst nach London ging, dann Neapel besuchte, von dort aus allein zurückkehrte, am Ende des großen Obstgartens hinter seiner Kurie ein nettes Häuschen erbaute, aus Wien mit geschmackvoller Einrichtung versah, dann, als Alles fertig war, Fritzi abholte, als Frau von Fischer — sie hieß Friederike Fischer — in das Häuschen versetzte und dort nahezu verschlossen hielt.

Jofka war groß, fast sechs Schuh hoch, seine dichten blonden Haare spielten in's Graue, der Vollbart, damals eine Seltenheit, war fast grau, die Nase gerade, der Mund sehr fein, das Auge tief liegend und von starken Brauen eingefast, die Schultern schienen zu hoch zu stehen, die Arme zu lang

zu sein, die Hände zu schneig, überhaupt machte er den Eindruck großer Magerkeit.

Seit er sich zu Hause etablirt hatte, lebte er ganz zurückgezogen, besuchte Niemanden und empfing selten Besuche. Das Gut Kerezitfalva lag ziemlich abseits von der Hauptstraße, den Weg hin ließ er absichtlich nicht repariren, und nachdem man sich ein halbes Jahr über ihn lustig gemacht hatte, war er beinahe verschollen.

Nur Feri, sein einziger Freund, der Fritzi in Baden-Baden auch gefannt hatte, durfte jederzeit zu ihm und zu ihr. Für Fritzi waren Feri's Besuche Festtage; für Feri weniger, denn er haßte jede Gemüthsbewegung, und so gewohnt er war, Gefühle zu beseitigen, so machte ihm Fritzi, sowie das Leben der zwei Leute stets einen peinlichen Eindruck. Und dennoch konnte er es nicht über sich bringen, aus Siebenbürgen fortzugehen, ohne seinen Freund gesehen zu haben. Dieser Nest von Gutmüthigkeit war ihm geblieben.

Feri ging in sein Zimmer zurück, sah auf die Uhr, rief Marcezi, befahl ihm zu sorgen, daß sein Pferd beschlagen werde und gegen Mittag in Bereitschaft stehe, nahm dann seine Briefftasche heraus, zählte eine lange Reihe großer Banknoten ab und machte Notizen, dann packte er wieder ein, setzte den Hut auf und ging in den Hof, durch denselben in den Garten, durch diesen auf dem schmalen, nicht gepflegten Steige zu Fritzi's Haus.

Der Garten hieß uneigentlich so, denn er bestand bloß aus Wiesengrund, auf dem reihenweise Obstbäume, gleich Soldaten in Reih' und Glied, gepflanzt waren. Nicht ein Blumenbeet, ja kaum eine Feldblume war zu sehen, keine Laube, keine Bank. Man konnte wohl Spuren von Rabatten finden, aber Jahre mochten vergangen sein, seit eine Hand sie gejätet, der kräftige Graswuchs hatte die zarteren Pflanzen verdrängt. Dem ungeachtet machte Fritzi's Häuschen einen freundlichen Eindruck. Die Front ging in den Obstgarten. Vier Fenster, durch grüne Jalousieen geschlossen, zwischen ihnen die Hausthüre, zu der drei Stufen führten. Das Dach sprang hier etwas vor und rechts und links von der Stiege standen hohe Thujen. Ein friedlicher Anblick.

Feri pochte mit dem Thürhammer; er hörte ein Schloß öffnen, dann ein zweites — Fritzi stand vor ihm.

„Schön, daß Sie wieder einmal nachschauen,“ sagte sie, die Thüre schließend und das große eiserne Gitter zullappend, das hinter der Hausthüre den eigentlichen Sicherheitsabschluß bildete, „es ist gerade ein Jahr, seit Sie das letzte Mal hier waren.“

„Also wie geht's?“ sagte Feri fröhlich lachend und die nochmals gebotene weiche, kurze weiße Hand mit seinen Händen bedeckend, fast wakkend, „wie geht's, meine kleine Freundin? — Ist Jofka da?“

„Noch nicht, aber er wird gleich kommen, das Frühstück ist längst fertig, kommen Sie hieher,“ sie wies rechts, „in den Salon, den Jofka neu hergerichtet hat.“

Sie traten in ein ziemlich großes Gemach. Ein rosenroth geblümter Teppich bedeckte das ganze Zimmer, dunkle Zibvorhänge mit großen Rosenbouquets

hingen an den vergitterten Fenstern herunter und gleicher Stoff bedeckte Sopha und Sessel, auf denen ebenfalls großgeblühte, gestickte Polster lagen. Auf dem Tische stand eine Vase mit einem Rosenstrauß von künstlichen Blumen und ein riesiger Goldlüstre hing etwas zu tief herab. Neben dem Ofen stand ein Klavier von Nußbaumholz und eine breite Stagère war mit seltenen goldberänderten und bemalten Schalen und Gläsern vollgestellt.

„Mir war die blaue Einrichtung lieber, aber im letzten Winter bin ich fast abgebrannt,“ sagte Fritzi.

„Wie doch, was geschah? Davon hörte ich kein Wort,“ fiel Feri ein, „und mir scheint, ich kenne diese recht schönen Möbel schon,“ fügte er gedehnt bei.

„Gewiß,“ sagte Fritzi, „sie haben den Szentas gehört, Jofka hat sie von diesen gekauft, furchtbar theuer.“

Sie setzte sich breit auf das Sopha und sah recht hübsch aus. Ein lichtblauer Schlafrock von Tibet mit weit offenen Ärmeln, die den vollen Arm sehen ließen, die blonden Haare in ein Häubchen gesammelt, das neckisch auf dem kleinen Kopf saß und die zierlichen Ohren zeigte, auf welche sie offenbar stolz war, da keine Ringe darin hingen.

Gerade neben dem Sopha stand eine Stagère mit einem Käfig, worin ein paar Kanarienvögel hüpften; diese zwitscherten so stark, daß sie dieselben mit einem Tuche zudecken mußte; deshalb stand sie nochmals auf, holte ein solches Tuch und breitete es über den Käfig, dann setzte sie sich wieder, wobei sie den rechten Fuß geschickt unterstülzte.

„Haben sich die Szentas neu möblirt?“ fragte Feri.

„O nein,“ antwortete Fritzi, „unsere Dienstleute behaupten, sie hätten kein Geld gehabt und der alte Herr hätte verkaufen müssen, was beweglich war; aber was sagen Sie dazu, daß mich Jofka noch immer nicht geheirathet hat? Ich werde alt, er wird alt — ist das nicht recht traurig?“ fragte sie, wobei sich ihre Mundwinkel abwärts zogen und Thränen in ihre Augen traten.

„Was alt!“ fiel Feri ein; „Sie sind jung und schön, das Heirathen ist Nebensache; Sie kennen Jofka gut genug, um zu wissen, daß er sich schwer zu Neuem entschließt, und dann ist er Ihnen ja so treu, als wäre er Ihr Gatte.“

Fritzi weinte jetzt wirklich, stand auf, suchte ihr Taschentuch, und da sie es nicht fand, so ging sie in das anstoßende Gemach, aus dem sie eben wieder heraustraten wollte, als Jofka an der Schwelle des Salons erschien, worauf Fritzi ihre Thüre zuzog.

Jofka hatte das Taschentuch vor Fritzi's Augen bemerkt und sagte zu Feri:

„Das alte Lied, mit Thränen.“

Feri zuckte mit den Achseln.

„Gehen wir frühstücken; mich langweilt die Kleine, aber ich komme nicht mehr los und endlich kann ich sie auch nicht wegjagen.“

Es war acht Uhr geworden; das Frühstück stand hübsch geordnet im Speisezimmer links vom Eingang, Kaffee, Büffelmilch, Silborium, Butter, kaltes Fleisch und Wein.

Die Herren setzten sich; Fritzi fehlte noch.

„Kaffee?“ fragte Jofka.

„Ja wohl,“ antwortete Feri, „sage mir, Du hast ja Fritzi anders eingerichtet?“

„Ja,“ antwortete Jofka, „ich bin im vorigen Winter auf dem Sopha eingeschlafen, die Pfeife ist mir un gefallen und das Sopha hat zu brennen angefangen. Marczy und ich hatten Mühe, das Feuer zu löschen, mit dem Wasser war Alles verdorben; da kaufte ich den Szentas die Salongarnitur ab, häßliches Zeug, aber gut genug und schnell beigekauft!“

„Wie kommt es, daß Szentas sich begarnirt?“ fragte Feri.

„Viel hatten sie nie; aber der alte Herr mußte für einen seiner Schwiegeröhne Schulden zahlen, man erzählt noch mehr — ein Defizit; Thatsache aber ist's, daß der alte Herr jetzt in Verlegenheit ist. Pferde und Hornvieh sind verkauft und ein Theil der Acker verpfändet. Er war nämlich Acceptor eines Wechsels und das bewegliche Gut wurde ihm licitirt.“

Feri griff mit der rechten Hand in die Brusttasche.

Die Thüre des Speisezimmers ging auf, Fritzi erschien. Sie hielt ein Watistuch in der Hand, weinte nicht mehr, aber man hätte bemerken können, daß eine dünne Schichte Puder auf Nase und Wange lag, ein Gebrauch, den Fritzi nicht erst in Siebenbürgen zu lernen brauchte, obwohl er dort leicht zu lernen war.

Das Frühstück verfloß ohne besondere Zwischenfälle. Jofka sprach fast nur von der Jagd; Feri hörte mit halbem Ohre zu, da er nie ein guter Jäger war, und Fritzi aß von Allem, was da stand, und zwar ziemlich viel, was Jofka zur Bemerkung veranlaßte, daß sie zu dick werden dürfte, worauf Fritzi erwiderte, daß ihr Jofka ohnehin keine andere Unterhaltung gewähre. Jofka erhob sich und lud Feri ein, zu ihm zu kommen, er habe ihm Manches zu sagen. Auch Feri stand auf, grüßte Fritzi, die das Taschentuch bereits wieder bei den Augen hatte, und ging ohne viel Façon mit Jofka fort.

„Ich werde sie jetzt zu verheirathen suchen,“ sagte Jofka, „nur weiß ich noch nicht an wen; mein Biro (Richter) kann kein Wort Deutsch, und Fritzi hat kein Wort Ungarisch oder Walachisch gelernt — sonst gäbe das die richtige Partie, aber ich will sie los werden.“

„Da hast Du recht,“ sagte Feri, „ich habe immer gedacht, daß Du zu lange aushieldest — überhaupt diese raschelnden Unterröcke im Hause — diese Pleurnichon-Natur — und alle Frauen sind von geschnitzter Butter oder geharnischt wie Stachelschweine — ich könnte mit keiner leben — Du weißt, die eine — Eudoxia in Paris — nach drei Monaten ging ich ihr durch, und doch war sie die beste Mischung von Honig und Pfeffer, die mir vorgekommen.“

„Bin ganz Deiner Ansicht geworden, und so oft ich Dich sehe, beneide ich Dich und befestigt sich in mir der Entschluß, mich zu befreien — wenn ich ihr aber derlei Pläne mittheile, so weint sie und

schluchzt sie und ich laufe auf und davon, und so bleibt's beim Alten; nun aber hat sie mir den Kapsan von Törökfalva an den Hals geheftet, der mir alle Gebote der Kirche zitiert und stundenlang vorraucht, nun bin ich zur Entscheidung gedrängt. Es ist eine ordentliche Staatsaffäre aus dieser Geschichte geworden, so daß ich schon daran dachte, für ein paar Jahre wegzureisen — aber das Reisen ist mir noch unbequemer, die Lokomotion ermüdet mich, sobald ich an sie denke, und kein Ort Europas, den ich sah, hat noch Reiz für mich; ich bin alt geworden und scheue jede Bewegung — mit Ausnahme jener der Jagd. Willst Du heute auf Hühner gehen? Ich habe noch etliche Ketten, die ich bis jetzt geschont."

"Danke Dir, ich liebe die Lokomotion, mit Ausnahme des Gehens, und alle Orte, die ich besuchte, haben noch Reiz für mich, am wenigsten euer — unser Vaterland," fügte er lachend bei, "an dessen Zustände ich mich nicht gewöhnen kann; kein Gasthof — kein Hotel — ich kann hier nicht leben, und das ganze Land ein Nest von Liebesintrigen, oder besser Liebesbedürfnis — ein lebendiger Roman und noch dazu stets ernsthaft — etwa der Deine ausgenommen."

Joska zeigte Feri noch die Fuchsstute, die er gekauft, ein gutes, breitgebautes Jagdpony, eine alte Bibel, die er irgendwo aufgestöbert, und ließ eine Flasche Nießling-Eigenbau bringen, die lebhaft an Rheinwein mahnte und Feri's vollsten Beifall fand. Dann wurde Marozzi gerufen, das Pferd vorgeführt und Feri ritt nach warmem Händedruck fort.

Er schlug den Weg rechts ein, der der Maros entlang führte, und ritt etwa eine halbe Stunde; an einer Kreuzung angelangt, drehte er links gegen eine Fähre zu, die zur Hauptstraße leitete; nach zwei weiteren Stunden kam er im Dorfe an, wo Szentas wohnten.

"Ich hoffe, Joska hat nicht bemerkt, daß ich die Richtung änderte," murmelte er in sich hinein, "er würde mich schön auslachen."

Achtes Kapitel.

Leben und Sterben.

Zda war nach jenem Weinlesefeste schon um sechs Uhr von Hause weggeritten. Sie that das oft und die Leute des Hauses fanden daran nichts Auffallendes. Taroczi wußte von Zda's Gewohnheit; er stand daher zeitig auf und legte sich in's Fenster auf die Pässe.

Noch hatte er nicht lange Zeit gewartet, als man Zda's Mappen brachte und zum Gartenthor führte. Giltig ging er in den Stall, ließ sich Noziska satteln und ritt Zda nach, die im Galopp denselben Weg eingeschlagen hatte, den gestern die Jagd genommen.

Längere Zeit merkte sie nicht, daß sie verfolgt wurde. Ein Windstoß mußte ihr jedoch den Schall des Hufschlages zugeführt haben, sie hielt das Pferd plötzlich an, drehte es um und wartete den Reiter ab.

Taroczi parirte seine Stute, als er Zda gegenüber angekommen war, und hob die Hand zum Gruße.

Zda aber sah sehr finster aus, sie streckte ihm die Reitgerte wie ein Szepter entgegen und fragte: "Wer hat Dir gestattet, mich zu verfolgen, etwa ich?"

"Nu, nu, — nur nicht so wild, Du böses Mädchen! Ich kam Dir nach, um Dich zu schlagen; seit gestern ist das meine Pflicht. Sei nicht aufgebracht, sei gut, ich bitte Dich!"

"Für dießmal verzeihe ich, wenn Du versprichst, daß Du kein Wort mit mir redest."

"Das verspreche ich nicht, ich will im Gegentheile immerfort und immer dasselbe mit Dir reden, Du mußt Dich gewöhnen, dieses Wort zu hören — Du mußt!"

"Ich muß?" rief sie, "ich? Nein, ich muß nicht," und es folgte ein Schlag mit der Reitgerte auf den Hals ihres Pferdes, diesem ein zweiter, dritter, und der Kappe stürmte auf dem Wiesenpfade fort.

Ihr nach Taroczi in wilder Hast — gleich einer Flucht. Zda unbesonnen, Taroczi voll Aerger; Zda fast unausgesetzt die Gerte gebrauchend, ohne zurückzusehen, Taroczi seine Noziska mit den Sporen aneifernd, das Auge unverwandt und mit Besorgniß auf Zda gerichtet.

Es wäre ihm leicht gewesen, Zda zu überholen und zur Mäßigung zu zwingen, aber er fürchtete Unglück und beschloß schon, die Verfolgung aufzugeben, als Zda, am Steilrande der Maros angelangt, selbst Halt machte, ihr Pferd umwandte und Taroczi entgegenritt.

"Ist Friede?" fragte Taroczi.

"In Gottes Namen, der Gänle wegen, aber die Bedingung bleibt aufrecht," sagte Zda, ihr Pferd zum Weiterritte umkehrend.

"Und wieder gehe ich diese Bedingung nicht ein, sondern sage Dir gleich jetzt, daß ich Dich lieb habe und daß Du mein werden mußt."

Zda sah ihren Begleiter stolz an, das eine Auge drehte sich einwärts, und kalt sprach sie dann vor sich hin: "Du bist ja verheirathet."

"Ein Irrthum, mein Kind, ein Irrthum war's," sagte Taroczi hastig, "daß ich heirathete. Ich kannte sie doch nicht, sie liebt mich sicher nicht und ich sie auch nicht. Kalt wie Marmor, wie Eis ist diese Frau, ohne Resource in sich, ohne solche außer sich; ich sage das nicht, um sie zu schmähen, nur um Dich verstehen zu machen, daß ich nicht so weiter leben kann. Sie hat gar keinen Fehler — aber auch keinen Willen; kein Laster, aber auch keine Tugend — sie ist fürchterlich für mich, und daß diese Ehe nicht fortbestehen kann, ist so klar wie die Sonne. Sie muß nicht fortbestehen und soll nicht; dieß ist beschlossene Sache — unter allen Umständen! Die Frage ist nur, ob Du mich nimmst?"

"Und wer steht mir dafür, daß in etlichen Monaten ich nicht ebenso unliebsam geworden für Dich, als es Ilka Dir jetzt ist? Im Szeklerlande ist es nicht gut für uns Frauen; ihr seid Alle Tyrannen, und der Vater läßt mich gar nicht dahin heirathen — selbst wenn ich solchen Unsinn zugebe."

"Also kannst Du doch den Gedanken fassen, daß Du zugehest! O, dann bin ich zufrieden, dann löse ich die Bande und komme wieder — darf ich?"

„Siehst Du, Miska,“ sagte Ida, „ich glaube ganz Anderes. Antworte mir auf eine Frage, die ich gleich stellen werde, antworte ehrlich und offen, wie Szeffler ja sein sollen; antworte gleich oder später — das ist mir einerlei, hast Du nicht —“

Sie zögerte, Taroczi ritt näher an sie heran, nahm die Zügel in die rechte Hand und faßte mit der Linken die fragend erhobene Rechte seiner schönen Gefährtin, deren Wangen sich geröthet hatten.

„Was soll ich haben oder nicht haben?“

„Hast Du nicht eine andere Liebe?“ lispelte Ida weicher als sie sonst zu reden gewohnt war.

„Ich?“ fragte Taroczi. „Ich? — Nein, gewiß nicht! — Oder hat Dir Jemand einen Floh in's Ohr gesetzt?“ Er lachte gezwungen. „Nein, nein, keine Andere als Dich habe ich nicht, Du bist für mich die Rechte, Du hast Geist, Leben und Willen, Du kannst mich unterjochen, und wir Männer müssen Sklaven sein! Werde meine Herrin!“

Ida zog ihren Arm aus der heftigen Umfassung, lenkte ihr Pferd etwas links ab und zog den Schleier ihres Hutes über das Gesicht. Eine kleine Brücke nöthigte Taroczi, zurückzubleiben. Ida ritt hinüber und setzte ihr Pferd sodann in Galopp. Taroczi folgte; noch eine zweite Brücke kam, dann ein Graben, über den sie hinübersprang, endlich ein kleines Gehölz von verkümmerten Obstbäumen, durch welches ein schmaler Fußpfad führte. Nachdem sie ihn im Schrittlritt durchzogen hatte und auf dem freien Felde angelangt war, hielt sie ihr Pferd an, ließ Taroczi an sich herankommen und fragte ihn:

„Was willst Du mit Deinem Kinde machen?“

„Es ist eine Tochter und bleibt der Mutter,“ entgegnete Taroczi, „und Ilka wird sich einen andern Mann nehmen, das ist sehr einfach.“

„Ja, einfach, aber thut es Dir nicht leid?“

„Mutter und Tochter bleiben zusammen, das ist so Brauch, auch Gesetz, glaube ich; was nützt da viel Nachdenken, und woher sollen die Gefühle kommen? Kleine Kinder sind die Puppen der zu Frauen gewordenen Mädchen, Spielzeuge, die Sorge machen; der Vater hat erst dann mit ihnen zu thun, wenn sie ihm Arbeit zu machen anfangen — willst Du aber anders verfügen —“

„So weit sind wir noch nicht,“ sagte sie; „reiten wir zu Koszta Gyuri frühstücken.“

Ida bog den Weg links ein, der zu einer Kurie führte, welche sie bald im Trabe erreichte. Sie sprang ab, warf die Zügel Taroczi zu, der sie mit der Reitgerte auffing, und während Ida in's Haus eintrat, ritt Taroczi um dasselbe herum zu den Stallungen, wo ihm Knechte die Pferde abnahmen.

Als er in's Haus eintrat, fand er Ida neben Frau von Koszta sitzen, harmlos plaudernd, während Herr von Koszta dem Koche ein villás-fruschtak expozirte, das in zehn Minuten fertig sein mußte, da Ida feierlichst erklärt hatte, sie warte keinesfalls länger.

Das Gabelfrühstück wurde auch rechtzeitig servirt, man aß sehr gemüthlich, Ida trank, genöthigt und freiwillig, mehrere Gläser Nektar, die sie sichtlich aufregten, denn ihr Schwinkel verkleinerte sich, man konnte schwer errathen, wen sie ansah; doch blieb das Gespräch bei Allgemeinheiten und Nachbarnklatsch, bei dem jedoch eine Stunde schnell vergangen war.

Man nahm Abschied, die jungen Leute, namentlich Ida, entschuldigten sich, daß sie der Gäste halber daheim sein müßten, und sprenkten denselben Weg zurück, den sie gekommen waren.

Beim Eintritt in's Hölzchen ritt ihr Taroczi vor.

„Nun lasse ich Dich nicht weiter, wenn Du mir nicht sagst, ob Du mich liebst oder hasst,“ sagte er.

„Jedenfalls hasse ich Dich,“ antwortete sie schnell.

„Warum? willst Du fragen — ich antworte gleich, weil Du mir nicht gleichgültig bist. Ich muß an Deine Frau und Dein Kind denken — am Ende werden Beide unglücklich meinethwegen — deshalb hasse ich Dich.“

„Welche Phantasterei!“ fiel Taroczi ein. „Glücklicher werden Beide, und bin ich Niemand — bist Du Niemand? Haben wir Beide kein Recht auf Glück? Haben Andere ein Recht, es auf meine Kosten zu werden — auf unsere Kosten zu sein? Willst Du mich zu einer Gewaltthat verleiten? Ida — um Gottes willen — rette mich — sonst bin ich verloren und sind es die Andern auch!“

Ida war erschüttert über die Heftigkeit und Leidenschaft, mit der Taroczi diese Worte heraufgestoßen hatte — sie hatte ihre Fassung verloren.

Taroczi ritt ganz nahe zu Ida, stellte sich in den linken Bügel, umfaßte sie, zog sie an sich und küßte sie. Ida ließ es geschehen.

Wie versöhnt ritt sie weiter durch den Busch, langsam im Schritte, ihr folgte Taroczi gedankenvoll. Sie kamen hinaus, passirten einzeln die Brückchen, und als Taroczi die Augen aufschlug, sah er über den Hügel her seinen Pál auf Bátor kommen; das Pferd wieherte schon von Weitem, auch Koszta antwortete dem Stallgenossen.

„Was ist da geschehen?“ rief Taroczi unwillkürlich aus.

„Wo?“ fragte Ida.

„Bei mir zu Hause,“ presste Taroczi heraus, dessen Gesicht purpurroth geworden. „Mein Knecht ist da, auf Bátor, dort vor Dir.“

Pál kam im Galopp an.

„Was ist's, was bringt Dich her?“

„Herr,“ sagte Pál, „Deine Tochter ist heute Nacht gestorben.“

„Wie kann das sein?“

„An der Bräune starb sie, es half keine Pflege.“ Taroczi wurde leichenblaß, drehte sich zu Ida, reichte ihr die Hand.

Sie drückte die seine und leise sprach sie dazu: „Ueber diesem Grabe.“

(Fortsetzung folgt.)

Die tolle Betty.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)



Sechstes Kapitel.

ine heftige Nervenerschütterung warf an demselben Tage Gabriele auf das Lager. Der Arzt befahl die strengste Schonung, und so erfuhr sie nicht einmal, daß ihr Gatte zurückgekehrt und ohne die im obersten Stockwerk in ihren Zimmern

beschäftigten Kinder zu sehen, wieder fortgegangen war. Acht Tage blieb der Zustand der unglücklichen Frau ein trostloser, selbst als die innere Unruhe sie vom Lager aufgejagt.

Egon, ein hoch aufgeschossener, hübscher Bursche mit lichtbraunem Haar und schmalen, intelligentem Gesicht, hatte täglich die Mutter zu sehen begehrt. Er müsse sie sprechen! Damit hatte er alle Bitten der ihr vom Arzt gesandten Wärterin zurückgewiesen und war endlich erhibt in das Zimmer gedrungen.

„Du bist krank, Mama!“ rief er aufgeregt, als er die bleiche, leidende Mutter im Lehnstuhl liegen sah. „Ich verstehe das endlich, seit ich anfangs klar zu sehen, denn meine Kameraden in der Schule wukten schon mehr von dem, was bei uns vorgeht, als ich; Du mußt hören und wissen; so kann das nicht fortgehen.“

Um Schonung stehend schaute die Mutter den erregten, bald achtzehnjährigen Burschen an.

„Ich besuche schon seit gestern meine Klasse nicht mehr; ich habe keinen Kopf mehr zum Lernen, aber hier im Hause halte ich's auch nicht mehr aus. Drei Tage hindurch, während Du im Fieber lagst, kamen Gerichtsboten, die uns Wechsellagen an die Thür hesteten, da Niemand zu sprechen war. Ich riß sie herunter, aber damit ist nicht geholfen. Soeben waren einige Beamte hier, die des Vaters Arbeitszimmer versiegelten und auch an die Möbel Siegel anlegten. Sie sagten mir, es sei von Amtswegen Konkurs über des Vaters Eigenthum verfügt. Sie haben seine Bücher gesucht und keine gefunden. Der Hauswirth dankt meinem Gruß nicht einmal mehr, die Stubenmagd packt ihren Koffer und verlangt ihren Lohn, die Köchin sagt, sie habe heute nichts mehr zu kochen, und ich muß Dir gestehen, daß ich schon meine entbehrlichsten Schulbücher verkaufte, um in der Restauration mich satt zu essen... So weit hat uns also der Vater gebracht; vielleicht weißt Du, was nun weiter werden soll.“

Er sah da, die Ellenbogen auf den Knien, die Stirn in den Händen. Was er sprach, drang wie Messerstücke in der armen Mutter Herz. Er, der eben an der Schwelle des Lebens stand, sah sich

mit all' seinen hochfliegenden Jünglingsplänen zu Boden geschleudert. Sie selbst hatte diese wohl genährt und gepflegt, wenn er ruhig und zutraulich mit ihr geplaudert, und sie sah jetzt wie eine Mitschuldige vor ihm.

Sie antwortete nicht auf seine Frage und er wagte nicht aufzusehen, um nicht in ihr von Schmerz entstelltes Gesicht zu blicken.

„Ich hoffe zu Gott, daß er uns nicht verlassen werde!“ flüsterte sie endlich.

„Zu Gott!“ Der Ausruf klang ihm wie Hohn. „Da werden wir wohl nächstens auf der Straße sein!“

„Egon, freble nicht! Ich habe mir schon vorgenommen, zu Heilburg zu gehen und ihn zu bitten, er möge Dich in sein Comptoir nehmen.“

„Zu Heilburg! Der ist gerade unser größter Feind geworden! Ich las seinen Namen in einer der Wechsellagen.“

„So wird sich eine andere Stelle finden.“

Egon hob den Kopf aus den Händen und kreuzte die Arme.

„Ich würde nie ein Kaufmann werden, wenn ich mir auch Mühe gäbe. Ich werde jetzt achtzehn Jahre, und Seifenblasen waren alle meine schönen Ideen! Nach München, nach Düsseldorf wollt' ich auf die Malerakademie, und mir bleibt jetzt nichts, als bei einem Stubenmaler in die Lehre zu treten!“

Er biß die Zähne zusammen; Thränen liefen über die abgehärteten Wangen.

„Egon!“ Der Ruf der Mutter klang wie der Aufschrei eines blutenden Herzens. Die eigenen Thränen vergaß sie, die des Sohnes, mochte sein Ungehörig sein ihr auch in letzter Zeit viel Sorge bereitet haben, vermochte sie nicht zu sehen. „Egon, hast Du kein Mitleid mit Deiner armen Mutter, die ihren Kindern ihr Blut, ihr Leben opfern würde, um ihnen den Schmerz zu ersparen! Es vergeht ja keine Nacht, ohne daß ich mir unereitwillen den Kopf zermartere!“

Egon schwieg. Er schaute nicht auf. Seine Wimpern preßten das Wasser aus den Augen. Er wollte nicht weinen. Auch er hatte noch keinen ruhigen Schlummer gefunden. Seine Schulkameraden aus Scham vermeidend, war er halbe Tage umhergeirrt; er hatte auch die Schwester gemieden, mit der er in glücklichen Tagen alle Geheimnisse ausgetauscht, denn auch diese war fassungslos.

„Meinetwegen brauchst Du das nicht!“ sprach er vor sich hin. „Wäre ich ein paar Jahre älter und nicht so lang und dünn gewachsen, ich wüßte

schon was ich thäte, aber es muß auch so gehen. Hier!" Er griff in die Tasche und warf Silbergeld vor sich auf den Tisch. „Ich habe eben meine Kleider verkauft bis auf diesen einen Anzug, auch meine Bücher, alle, alle, nur die Zeichnungen habe ich behalten. Es ist ein Lumpengeld, aber es ist wenigstens gegen den Hunger gut. Wäre Lola nicht ein so eitles Geschöpf, sie hätte es auch schon so gemacht wie ich.“

Die Mutter richtete sich im Sessel auf; sie trocknete ihre Thränen und streckte die Hand nach ihm aus.

„Egon, Du warst zu schnell; es hätte sich vielleicht die Möglichkeit finden lassen...“

„Welche Möglichkeit?“ brauste er vorwurfsvoll auf. „Glaubst Du, daß irgend Einer sich unserer annehmen würde, daß uns Einer auch nur ein Almosen gäbe, wenn wir betteln gingen, wir, die Familie eines Bankrottiers? Meinst Du, der Wirth, der für seine Forderung Beschlagnahme auf die Möbel gelegt, werde uns mehr als das armselige Bett lassen? Glaubst Du, es nehme uns in der letzten Vorstadt ein Anderer auf, wenn wir ihm die Miethe nicht voraus auf den Tisch legen?“

„Egon, hab' Barmherzigkeit!“ flehte die Mutter. „Ich will ja arbeiten für euch arme Kinder, was meine Hände vermögen! Ich danke es meiner seligen, sorgsamten Mutter, daß sie mich so Manches gelehrt hat, und wird unsere Existenz auch nur eine kümmerliche sein, Du, Egon, sollst vor Allem etwas lernen, damit Du...“

Egon runzelte die Stirn, er erhob sich heftig, seine Augen hasteten suchend am Boden. Dann plötzlich warf er die Stirn auf, fuhr mit dem Arm durch die Luft und packte dann mit beiden Händen die Brust.

„Mutter,“ knirschte er mit zusammengepreßten Zähnen, die Hände auf der Brust ballend, „es war gut, daß wir uns nicht sahen, Du hättest während dieser schrecklichen Tage viel Bitteres von mir hören müssen, aber glaube mir, ich habe auch mich selber nicht geschont! Es ist einmal so und wird auch bei Anderen nicht anders sein; man sieht in seinen Eltern Diejenigen, die für Alles verantwortlich, sogar für die Thorheiten, die wir selbst begehen! Mein Vater hat mich nie gezwungen, ihm die Achtung, den Respekt zu zeigen, den er hätte einflößen und fordern sollen; Du warst die schwächste Mutter, schwächer, als Du es einem Temperament wie dem meinigen gegenüber hättest sein dürfen, und ich glaube nicht, daß ein Kind, am wenigsten ein Knabe, lieben oder achten kann, ohne zu fürchten. Aber das Alles ist jetzt zu spät! Die Erinnerung an meinen Vater soll in meinem Herzen höchstens noch als ein düsterer Schatten fortbestehen; Du hattest bisher nicht die Verantwortlichkeit für unsere Existenz, ich begehre dieselbe auch jetzt nicht von Dir, denn Du vermöchtest nicht sie zu tragen. Sorge jetzt für Lola, mich aber laß getrost meinen Weg gehen, und Gott gebe, daß er mich nicht zu weit von Dir entferne. Euch Beiden kann es ja nicht allzu schwer werden, euch zu ernähren, wenn Du vermagst, auch in Lola den Ernst und das Pflichtbewußtsein zu wecken, die das Schicksal jetzt von uns begehrt.“

„Fasse Muth!“ bat er, an sie herantretend, mit weicher Stimme und ihre Hand nehmend. „Mein Groll hat sich diese Nacht gebrochen, als ich wiederum schlaflos dalag; ich gehe heute, um für uns eine Wohnung zu suchen; kümmere Dich nicht um das, was hier noch vorgehen wird, und Sorge nur für das, was Dein eigen geblieben und was Dich vor der ersten Noth schützen kann. Morgen werde ich Zeit haben, an mich und meine Zukunft zu denken.“

Er beugte sich über sie, die regungslos, in traumhaftem Zustande darsaß und nicht zu fassen vermochte, was er zu ihr sprach. Er küßte sie auf die Stirn und ging, und sie schaute ihm nach, bis endlich zum ersten Mal ein warmer Hauch wieder durch ihr Herz ging. Thränen entquollen ihren Augen.

„Egon! War das Egon, der so zu mir sprach!“ schluchzte sie, „er, für den ich am meisten fürchtete, vor dessen Anblick ich zitterte! O, wollte ein guter Engel auch Lola dieselben Vorjüde eingeben! Mögen sie dann kommen und nehmen, was uns nicht mehr gehört; vor der dringendsten Noth schützt uns ja einsteuweilen, was ich als mein eigen noch zu retten berechtigt, und das Uebrige steht dann in Gottes Hand.“

Egon, als er die Mutter verließ, schritt mit dem vollen Bewußtsein der Aufgabe, die er in der Aufwallung knabenhaften Wollens und Vermessens übernommen, den Korridor entlang zu dem hintern Theil der Wohnung, erstieg hier eine kleine, zu seiner und der Schwester Zimmer führende Treppe und trat in das der Letztern.

Er war gewohnt, mit Lola auf dem ungenirtesten Fuß zu verkehren. Beide hatten keine Geheimnisse für einander gehabt in diskreter Verbindung verzogener Kinder gegen die Eltern, und so war es geblieben, als sie Beide die Kinderschule ausbezogen und die Aufsicht über sie eine noch geringere geworden als ehemals.

Lola sollte bald das siebenzehnte Jahr vollenden. Beider Anschauungen und Wünsche waren zwar reifer geworden, aber nicht nach der Verstandesseite hin. Egon, bis vor einem Jahre noch der beste, fleißigste Schüler und folgsamste Sohn, war in seine Flegeljahre getreten, erst dieser Schlag hatte ihn wieder zum Bewußtsein gebracht; nicht so die Schwester, die störrisch dem Schicksal die Stirn bieten zu können meinte.

Sie hatte eben ihr Haar gemacht, der Peignoir hing lose auf ihrer Schulter. Der Spiegel gab ihr das Bild eines im Wachsthum vielleicht seinem Alter vorausgeeilten, grazids gebauten Geschöpfs zurück, das eben zur Jungfrau geworden, dessen Verstand aber noch in der Eierschale der Kindheit geblieben.

Egon schaute mit zürnender Miene auf ihre Beschäftigung. Heute zum ersten Mal vielleicht musterte er die Schwester mit prüfendem Auge. Er sah, wie viel Zeit und Sorgfalt sie dem Ordnen des noch zwischen Dunkelblond und Lichtbraun spielenden Haars gewidmet; die Frische ihres Gesichts, die Klarheit ihrer braunen Augen, die ihm nur im Spiegel eine flüchtige Aufmerksamkeit schenken, die Seelenruhe, die um das hübsche Näschen, um die rothen, etwas vollen Lippen schwebte, ihr ganzes Dastehen, die Unordnung im Zimmer, die auf die Gewohnheit deutete,

sich bedienen zu lassen, — Alles das verletzete den Eintretenden.

Er ließ sich hinter ihr auf ein Kindersopha nieder, das noch aus früherer Zeit dastand, schob die darauf liegenden Toiletensachen unsanft beiseite und blickte mit gekreuzten Armen auf ihr Profil.

„Es scheint Dir sehr wohl zu Muthe!“ begann er polternd, als Lola keine Notiz von ihm nahm und die nackten, runden Arme erhob, um noch einige Haarnadeln anzubringen.

Lola machte ein Mäulchen, als sei sie die grobe Frage nicht gewohnt.

„Wer erlaubt Dir, hier so herein zu toben? Bringe mir meine Sachen nicht in Unordnung!“ sagte sie, ohne auf ihn zu schauen.

„Ich meine, daran fehlt's hier nicht! Willst Du alle die Kleider zum Tröddler bringen, die Du da auf das Bett gehäuft hast?“

„Weßhalb? . . . Wir müssen doch daran denken, die Wohnung zu räumen!“

„Hast Du etwa schon eine andere?“

„O, die wird sich schon finden!“ Sie lehnte sich zurück, um ihre Coiffüre zu betrachten.

„Wer soll sie finden?“

„Nun, die Mama!“

„Weißt Du denn, wer uns aufnehmen wird? In die Mansarde, die uns beschieden, dürfte der Staat da kaum hinein passen.“

Sie wandte sich verlegt zu ihm.

„Wie sprichst Du denn eigentlich, und wie kommst Du dazu, Deinen Aerger an mir auszulassen? Sind Dir Deine Pläne zu Wasser geworden, was kann ich denn dafür? Ich habe die meinigen; Jeder muß jetzt für sich selbst sorgen; das Weinen hilft nichts, ich habe es satt.“

„Und was sind das für Pläne, wenn ich fragen darf?“

Lola hatte eine Sprache wie diese nie aus dem Munde des Bruders gehört, mit dem sie sonst immer übereingestimmt. Sie lehnte den Arm über den Stuhl und wendete sich herausfordernd zu ihm.

„Hast Du etwa seit heute Morgen die Absicht, Dich zu meinem Vormund aufzuwerfen?“ fragte sie mit erzürntem Auge, während Stirn und Wangen sich färbten. „Wir sind im Alter nur ein Jahr von einander und deshalb bin ich, ein Mädchen, um zehn Jahre reifer als Du, aus dem jetzt noch gar nichts werden kann.“

Egon nahm das hin; er blickte finster vor sich.

„Und was willst Du also aus Dir machen?“ fragte er wieder aufschauend.

„Darüber bin ich jetzt Niemand Rechenschaft schuldig. Ich hatte gestern endlich den Muth gefaßt, für uns Hilfe zu suchen. Man sagte mir, ich müsse etwas ergreifen, da meine Mutter unfähig sein werde, für mich zu sorgen; ich dürfe ihr nicht zur Last fallen. Ich wollte, es wäre Jeder hiezu so entschlossen wie ich!“ setzte sie schnippisch hinzu. „Uebrigens laß mich in Ruhe, ich muß mit meiner Toilette fertig werden.“

„Du wirst nichts thun ohne die Billigung der Mutter! Ich kam eben, um mit Dir über unsere Zukunft zu sprechen.“ Er erhob sich mit steigendem

Unwillen, als er die zurückweisende Miene der Schwester sah.

„Das ist gar nicht nöthig. Stümmere Dich um Dich selber. Ich hoffe sogar, bald im Stande zu sein, die Mutter zu unterstützen. Schwerlich wirst Du dasselbe von Dir sagen können. Du hast also keine Ursache, hier so aufzutrumpfen.“

„Du? . . .“ Er schaute mitleidig auf sie herab; inzwischen aber stieg ihm eine gewisse Angst auf; er fixirte sie herausfordernd.

„Ja, ich, Herr Egon Goldmann! . . . Ich schäme mich fast, den Namen als den meinigen noch zu nennen. Wenn Du übrigens in Zukunft mit mir etwas zu besprechen wünschst, so bitte ich, dieß in anderem Ton zu thun. Auch ich hatte die Absicht, wenn Du kämst, mit Dir etwas Wichtiges zu besprechen, aber ich habe keine Lust mehr dazu, seit Du so grob gegen mich bist. Ich will Dir zeigen, daß ich meine eigene Herrin bin. Auch die Mutter braucht erst davon zu hören, wenn es so weit ist und ich es für nothwendig halte. Bis dahin bitte ich, wenn Du dieß Zimmer betreten willst, erst artig anzuklopfen und zu erwarten, ob ich in der Stimmung bin, Dich anzuhören. Es muß jetzt Jedes von uns thun, was es für das Klügste hält.“

Damit wandte sie ihm den Rücken und schritt in das kleine Schlafcabinet. Egon wollte, als sie an ihm vorüber kam, seine Hand auf ihre Schulter legen, um sie zurückzuhalten; er beherrschte sich, schaute ihr schwer verdrossen nach und verließ das Zimmer.

„Albernes Ding!“ warf er ihr nach und schlug die Thür hinter sich zu.

Siebentes Kapitel.

Die schrecklichen Tage, vor denen Gabriele gezittert, verstrichen. Die Bücher und Papiere ihres Vaters waren amtlich abgeholt, der Konkursverwalter hatte mit dem Hauswirth sich über das Retentionsrecht der Mobilien geeinigt; das in diesem Jahre so früh fallende Osterfest war da, nach welchem die Wohnung geräumt werden sollte.

Egon hatte gehalten, was er der Mutter versprochen; er war ihr Schutz, soweit er es in seinem Alter zu sein vermochte. Lola ihrerseits war schen, verschlossen, zerstreut; sie vermied, mit der Mutter allein zu bleiben, und schien mit eigenen Dingen beschäftigt zu sein.

Sie hörte kaum auf die Worte der Mutter, wenn diese von der traurigen Nothwendigkeit sprach, durch der Hände Arbeit den Unterhalt zu erwerben, falls — und das sprach sie in so muthlosem Ton — die Verhältnisse des Vaters, von dem noch keine Zeile gekommen war, sich nicht zum Bessern wendeten.

Egon beobachtete heimlich und mißtrauisch die Schwester; zwischen Beiden war es zu keiner Wiederverständigung gekommen. Er war täglich einige Stunden außerhalb des Hauses, ließ aber stets zurück, wann er wieder da sein werde, und arbeitete auch spät noch in seinem Zimmer.

Lola hatte das Geheimniß bewahrt, das sie dem Bruder, wenn er ihr der Alte geblieben wäre, in früherer Vertraulichkeit mitgetheilt haben würde. Sie

blieb stundenlang fort und kehrte zurück mit einer Miene, als gehe Alles vortrefflich. Egon begegnete ihr dann mit einem Blick, der ihr andeuten sollte: schließlich werden wir, die Mutter und ich, doch ein Wort mitzureden haben!

Als Lola heute von ihren „Kommissionen“ heimkehrte, begegnete ihr in der ersten Etage des Hauses ein junges Mädchen mit auffallend kupferfarbig glänzendem und dichtem, welligem Haar, das unter dem Hüßchen hervor fast bis auf die großen dunkelbraunen Augen quoll. Die Fremde hatte eben den Knopf der Korridorhüre in der Hand und erwartete, daß man ihr öffne.

Beide Mädchen begegneten sich mit neugierig fragenden Blicken. Sie mochten Beide annähernd in demselben Alter sein, diese Kupferbraune aber, meinte Lola, sei kräftiger gebaut als sie, und sie blickte auch so selbstbewußt und herausfordernd.

Ihr Teint war makellos rein und von eigenthümlich blendender Wirkung; zwei kleine Leberflecken entdeckte Lola auf Schläfen und Wangen; ihre Lippen waren voll und aufgeworfen, ihre Nase feck und lebhaft geflügelt, ihr Sinn hob sich kräftig gerundet über dem von einem Sammetbändchen mit Medaillon umschlossenen, einen schönen Gliederbau andeutenden Hals. Sie trug ein nur bis auf die Fußknöchel reichendes dunkles Kleid, in der einen Hand ein Körbchen, in der andern den Sonnenschirm.

Lola schritt an ihr vorüber; Jene schaute ihr nach Mädchenweise neugierig und mustern nach, als sie die Treppe erklimmte. Auf der Wendung derselben schaute sie noch einmal hinab. Beider Augen begegneten sich wiederum, dann ward die Thür von einem Diener geöffnet, der mit einer respektvollen Verbengung vor dem Mädchen zurücktrat.

„Wer mag nur das sonderbare braune Mädchen sein?“ fragte sie sich. Sie überlegte in ihrem Zimmer. Die Fremde interessirte sie außerordentlich; dem Benehmen derselben nach mußte sie in die große, vornehme Beletage gehören, die der „Baron“ und seine Frau bewohnten, aber die Leute hatten keine Kinder und waren den Winter hindurch verreist gewesen. Eine Verwandte vielleicht; der Diener hatte sich so unterthänig gegen sie benommen.

Ihrer Neugier ließ das keine Ruhe. Sie horchte an der nur angelehnten Thür ihres Zimmers, ob nicht einer der Dienerschaft des Hauses die Hintertreppe desselben herauf oder herab komme, auf die ihr Zimmer hinausging.

Wissen mußte sie's. Die Andere hatte wahrscheinlich auch schon den Diener gefragt, wer sie sei, denn sie hatten sich Beide mit zu großem Interesse angeschaut. Eine neue Freundin, die mit den alten in keiner Beziehung, wäre ihr gerade jetzt so willkommen gewesen. Barons waren reiche Leute, und eine Bekanntschaft mit solchen war ihr so dringend nothwendig für ihre Pläne.

Eine der Mägde vom Hause kam gerade von der Manfarde herab. Lola trat wie zufällig hinaus. Unter anderen Umständen hätte sie dieselbe nicht angesprochen, denn man respektirte die Familie Goldmann im Hause nicht mehr.

Eine Tochter des Baron Oppenstein sei es, so

erfuhr sie, eine Stieftochter, eine Pflögetochter, man wisse das noch nicht genau, denn sie sei erst vorgestern mit der aus Italien zurückgekehrten Herrschaft angekommen.

Lola streckte sich auf das Lager, um auszuruhen. Es war zwar Essenszeit, aber sie hatte keinen Appetit. Sie wollte überlegen, welche Vortheile aus dieser neuen Bekanntschaft zu ziehen seien, wenn dieselbe anzuknüpfen war. Das Mädchen war noch fremd hier, und wenn es nicht allzu stolz, so war es gewiß dankbar für eine Annäherung.

Stunden verstrichen ihr so allein im Zimmer. Sonst in glücklichen Tagen hatte sie sich an das Piano gesetzt, so gut oder schlecht es ging, sich selbst begleitet, und ihre helle Sopranstimme hatte dann durch das offene Fenster geschmeitert, daß die ganze Nachbarschaft lauschte.

Der Gesang war ja das Einzige, was ihr Vergnügen machte, ihm hatte sie den Schulfeiß demasken geopfert, daß sie als träge Schülerin bekannt geworden; nur der Gesanglehrer war mit ihr zufrieden gewesen. Aber der war auch schon abbestellt, und die Stimme schien ihr versiegt. Zum Singen mußte man gut gelaunt sein; das Herz sah ihr ja immer an der Kehle; sie hätte keinen Laut hervorgebracht.

Sie mußte immerfort daran denken, daß sie noch den beiden Festtagen der Mutter da weit hinaus in eine ärmliche Dachwohnung folgen sollte, und das jagte ihr die Angst aus dem Herzen herauf.

„Nein, weinen will ich nicht mehr!“ rief sie, die Hände vor die Stirn pressend. „Ich weiß zwar nicht, wie ich das Alles beschaffen soll, was dazu gehört; ich habe noch keine Ahnung davon, denn wer soll mir helfen, die ich so ganz verlassen dastehe; aber ergreifen muß ich doch etwas, wozu ich mich im Stande fühle, und das Leichteste ist es gewiß nicht, was ich will, daraus mache ich mir ja kein Geheimniß.“

Ein Pochen an der Thür erschreckte sie. Vielleicht kam Jemand in ihrer Angelegenheit... Ein flüchtiger, besorgter Blick in den Spiegel, dann öffnete sie.

Eine Magd aus dem Hause überreichte ihr ein zierliches Billet.

„Von dem gnädigen Fräulein! Ich soll auf Antwort warten.“

Lola fand in dem Couvert folgende Zeilen:

„Die junge Dame, die Ihnen heute auf der Treppe begegnete, bittet um die Erlaubniß, Ihnen Besuch machen zu dürfen.“

Ueberrascht und verwirrt stammelte Lola in einigen Worten, sie werde sich sehr glücklich fühlen etc. Die Magd ging und sie stand erstaunt mit dem parfümirten kleinen Briefbogen in der Hand.

„Es seht mich eigentlich in Verlegenheit...“ Sie räumte in aller Eile im Zimmer auf, warf in den Schrank, was umher lag, und ordnete dann ihre Toilette. „Es ist wenigstens eine Bekanntschaft in meiner Verlassenheit!“

Schon nach wenigen Minuten kam der angekündigte Besuch. Lola empfing das Mädchen überrascht und verlegen durch die Eigenthümlichkeit der ganzen Erscheinung. Was sie nur flüchtig im Vorübergehen

gewahrt, übte jetzt auf sie den unmittelbarsten Eindruck.

„Ich heiße Bettina, eigentlich Betty, aber meine Pflegemutter, die Baronin von Oppenstein, will mich nur so genannt wissen. Ich sehnte mich nach Ihrer Bekanntschaft, da wir so nahe bei einander wohnen und ich hier noch ziemlich fremd bin.“

Lola hörte nur halb, was Jene sprach, versunken in den Anblick des großen, frischen und durch so originellen Freimuth fesselnden Mädchens, namentlich des so seltenen, in mächtiger Fülle die weiße Stirn umquellenden Haars, das kein Hut bedeckte, dieser großen, von dunklen Brauen und Wimpern verschleierte Augen, aus denen es so bligte und funkelte.

Sie fühlte sich geschmeichelt durch diese Aufmerksamkeit. Den Armen ist ja jede Berührung mit reichen Leuten etwas Trostbringendes. Das Mädchen trat auch mit so viel Offenheit und unverholenen Bedürfnis des Anschließens auf; es hatte Lola's Hand ergriffen, ehe diese noch eine Antwort gefunden.

„Lassen Sie uns Freundschaft schließen,“ bat sie.

„Ich hörte, als wir hier ankamen, Sie hätten Unglück gehabt, und das gab mir um so mehr Veranlassung, Sie aufzusuchen.“

Auf Lola's Gesicht prägte sich nach diesen Worten die Empfindung ihres Mißgeschicks so sprechend aus, daß Bettina ihr tröstend die Hand drückte und sie selbst die neue Freundin zum Sopha zog, um sich neben sie zu setzen.

Hier erst blickte Lola zu ihr auf, und in stummer Bewunderung haftete ihr Auge an den widerwilligen, dunkelgoldigen Locken, die sich auf Bettina's Schläfen kräuselten, an dem blendenden Teint und den beiden sich so scharf abzeichnenden Leberflecken.

„Wie alt möchte sie sein?“ so stieg Lola unwillkürlich die Frage auf. Bettina war von Natur kräftig gebaut, Büste und Hüften zeigten bei der schlanken Taille seit ihrer Rückkehr von Italien ausgeprochene Konturen, aber die Art, wie sie lächelte, ihre Vertraulichkeit hatten noch etwas Kindliches.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Theilnahme,“ antwortete Lola. „Das Schicksal hat uns allerdings hart geprüft.“

„Seien Sie nicht so fremd gegen mich; ich suchte Sie ja aus wirklichem Bedürfnis, und wenn wir Freundinnen sein wollen, so werden wir uns doch Du nennen müssen, denn es plaudert sich so besser und vertraulicher. Ich möchte unter uns auch gar nicht so vornehm erscheinen, denn ich bin von Hause aus armer Leute Kind. Die Baronin nahm mich im vorigen Herbst aus der Pension und gleich mit nach Italien, von wo wir erst zurückgekehrt sind. Seit meiner ersten Kindheit bin ich hier ganz fremd geworden.“

Bettina sprach das Alles so natürlich, daß Lola sich von ihr angezogen fühlte. Zum ersten Male hörte sie wieder theilnehmende Worte, die ihr so wohl thaten. Ohne aufzublicken drückte sie der neuen Freundin Hand.

„Sie haben mir gleich sehr gefallen,“ sagte sie, noch immer mit einiger Bescheidenheit, aber weniger aus Schüchternheit, als weil sie innerlich die Tragweite und den Nutzen dieser Freundschaft berechnete.

„Aber wir werden uns ja doch sehr schnell wieder trennen, denn nach Ostem müssen wir die Wohnung verlassen, wir würden sie nicht mehr bezahlen können.“

Bettina legte ihr den Arm über den Nacken.

„Willst Du mich dafür sorgen lassen? . . . Du staunst! Aber ich spreche im Ernst. Siehst Du, mein Vater — es wird mir immer noch schwer, ihn so zu nennen — also der Baron ist ein sonderbarer Mann. Ich kann von ihm Alles haben, wenn er nur sagen kann, es geschehe aus gutem, edlem Herzen. Das ist ihm Alles! Ganz entzückt aber ist er und sitzt mit geschlossenen Augen da, wenn ich mich an das Piano setze und meine Phantasieen spiele. Es ist mir nämlich nichts so leicht wie dieß Instrument, die Musik überhaupt. Wenn sie mich viel Mühe gekostet hätte, würde ich sie schwerlich gelernt haben; der Lehrer meinte immer, sie sei mir angeboren. Uebrigens spricht er nur von Herz und Gemüth, die ausgebildet, veredelt werden müßten. Als wir hier ankamen, fand ich in meinem Zimmer eine ganze Bibliothek von Büchern, alle in Goldschnitt eingebunden, aber langweilig zum Sterben; dagegen waren meine Schulbücher noch interessant. Was braucht denn ein Mädchen viel zu können, und was thu' ich mit all' der Wissenschaft, wenn ich zum Ball gehe! Und dann predigt er immer: echt weiblich sein, während ich noch nicht begreifen kann, was er eigentlich damit meint. Das ist einmal seine Marotte. Dafür aber kann ich auch Alles von ihm verlangen, er vermag mir keinen Wunsch. Er hat ja aber auch furchtbar viel Geld und weiß kaum, wohin damit. Er selbst kann's nicht verzehren, denn er muß sehr vorsichtig leben. Was ihm eigentlich fehlt, das weiß ich nicht; er hat nur so seine Tage.“

„Und wie ist denn Deine . . . Mutter?“

„O, die ist immer gut; ich wüßte kaum, wer zärtlicher gegen mich ist, er oder sie. Beide haben eine so ganz verschiedene Manier, das zu zeigen. Er verwöhnt mich schrecklich, denn er ist immer ganz gerührt, wenn er mich ansieht; er findet mich so schön, sagt aber jedesmal, es sei eine Undankbarkeit gegen den Himmel, wenn ein schönes Geschöpf nicht auch strebe; sich nach allen Richtungen durch ein schönes Gemüth auszuzeichnen. Dann liest er mir sogar Stellen aus den Büchern vor und fragt, ob ich den Sinn auch so ganz und wahr verstehe oder in mich aufnehme. Und sie, die Baronin, sitzt dann dabei und bekommt Thränen in die Augen, wenn sie mich ansieht. Du kannst Dir denken, wie glücklich ich bin, wenn ich ihnen einmal entweichen kann, um nicht an mir herumodeln zu lassen. . . Aber sprechen wir von etwas Anderem, von Dir! Ich weiß Alles; es wurde unten davon erzählt. Was wird mit Dir?“

Lola zuckte die Achsel.

„Ich darf von meinen Plänen noch nicht sprechen.“

„Nuch zu mir nicht?“

„Ich weiß ja selbst noch nicht. . .“

„Gut also! Der Baron und seine Frau sind morgen eingeladen; ich gehe nicht mit ihnen, denn sie wollen mich erst in einer großen Gesellschaft, die sie geben werden, ihren Bekannten vorstellen. Wir können dann ungestört beisammen sein. Bis dahin soll auch eure Miethe bezahlt sein.“

Sie wurden durch das Eintreten derselben Dienerin unterbrochen. Die Lehrerin erwartete das gnädige Fräulein!

Bettina winkte ihr, zu gehen.

„Es ist unausstehlich! Selbst am Nachmittag vor Ostern, wo sonst Ferien waren! Da soll ich nun heute Literatur und Aesthetik anhören!... Aber ich muß folgen, denn mir steht immer Eins vor Augen: reich sein, recht viel Geld haben war stets mein Gedanke schon als Kind. Wer reich ist, der kann Alles.“

„Ja, das empfindet wohl Niemand so schmerzlich wie ich!“

„Nur den Muth nicht verlieren! Als Adoptivkind des Barons erbe ich noch einmal mindestens zwei Millionen, so sagte mir Jemand, der es genau weiß. Ich muß also klug sein, denn ich weiß wirklich nicht, ob er das Alles schon so fest gemacht hat, und fragen darf ich doch nicht. Um die Millionen laß ich mir Alles gefallen, denn es muß ja doch einmal eine Zeit kommen, wo ich meine eigene Herrin werde... Aber Adieu jetzt! Morgen wirst Du von mir hören!“

Sie umarmte Lola stürmisch und eilte hinaus. Diese trat an das Fenster und schaute in den Hof.

„Ja, wer auf solche Freundschaft nur zählen dürfte!“ seufzte sie. „Morgen denk! sie sicher nicht mehr an das, was sie heute gesprochen! Aber ich beneide sie. Ich liebe mich für weniger adoptiren.“

Die Besperglocken der benachbarten Kirche läuteten eben das Osterfest ein.

Achtes Kapitel.

Am Abend des ersten Ostertages erschien Bettina wieder bei ihrer neuen Freundin. Sie war wie Lola im leichten Hausgewand. Ihre Pflegektern seien ausgefahren, meldete sie; Lola sollte mit hinankommen, aber ganz ungenirt, denn sie seien unter sich.

So betrat die Letztere denn zum ersten Mal die mit hoher Eleganz eingerichteten Räume des Barons, dessen lebensgroßes Porträt neben dem seiner Gattin ihr so vornehm und imponirend entgegen schaute.

Bettina machte sie gleich heimisch; sie führte ihren Gast durch die lange luxuriöse Flucht der Zimmer, deren Pracht erdrückend auf Lola wirkte, und ließ sich endlich mit ihr in dem mit Bronzedamast decorirten Boudoir der Baronin nieder, wo der Diener die Chokolade serviren sollte.

Mit dem Vollbewußtsein vornehmen Behagens lehnte sich Bettina in einen der weichen Sessel zurück, die Füßchen in dem flockigen Teppich vergrabend, Lola zunicke, sie möge es auch so machen. Letztere, an den Comfort einer wohlhabenden bürgerlichen Familie gewöhnt, staunte doch über alle die Bronzen, Marmorgegenstände und Majoliken, die ihr durch die Portiäre des Boudoirs aus den nur matt beleuchteten Zimmern entgegenstarrten, über die kleinen, kostbaren, vielgestaltigen Details, welche die Kaminfinise, die Stageren und Gueridons, die Wände und die Nischen bedeckten. Alles ströhte hier von Reichtum, Alles verlangte, bewundert zu werden.

„Dein Pflegevater ist wohl schon alt?“ fragte Lola, sich mit Vornehmheit zurücklehrend. „Ich sah ihn nur einmal flüchtig, seit er wieder zurück ist; er schien mir sehr viel älter geworden zu sein.“

„O nicht doch! Aber er soll sich einmal auf der Reise eine schwere Krankheit zugezogen haben. Er klagt oft über Schmerzen in den Gliedern und dann ist er namentlich gegen seine Frau recht unverträglich; ich muß dann immer kommen und mich an's Piano setzen. Er leidet auch an Gedächtnißschwäche und verlangt, daß ich ihn an Alles erinnern soll... Ach, wären wir nur in Italien geblieben!“ rief sie schwermüthig und seufzend. „Aber Gott sei Dank, daß ich aus der Pension bin! Gelernt hab' ich dort spottwenig. Mir war auch nicht daran gelegen, denn ich wußte ja eigentlich gar nicht, wem ich angehöre. Die Vorsteherin hütete sich, mit meinem Eigensinn anzubinden, sie ließ mich thun, was ich wollte wenn sie nur ihr Geld bekam. Ich konnte spazieren gehen, wann es mir beliebte, kaufen, was mir gefiel, und dann verschenkte ich's wieder. Wenn die Baronin und er kamen und nach meinem Betragen fragten, war Alles ausgezeichnet. Sie redete ihnen, wie sie's hören wollten. Aber komm', eh man die Chokolade bringt, will ich Dir doch meine Zimmer zeigen!“

Sie führte Lola wieder durch die Räume in ein großes, pavillonartig decorirtes, durch Sauberkeit glänzendes Frauengemach, dessen Bette im angrenzenden Zimmer ein seidener Baldachin mit reichem Vorhang bedeckte.

„Ja, hier muß sich's reizend schlafen!“ rief Lola. „Nicht wahr, dort kannst Du durch die Hintertreppe hinaus?“

Bettina nickte. „Ueber die werde ich Dich oft besuchen,“ lachte sie. „Die Baronin hat zwar nichts gegen euch, sie meinte heute jedoch, es sei ihr nicht lieb, wenn ich viel Umgang hätte... Aber der Diener wird schon servirt haben!“ Sie schritt mit ihr zurück. „Dort ist des Barons Zimmer!“ Sie schlug eine Portiäre zurück und deutete in ein durch eine Ampel matt erhelltes Bibliothekzimmer. „Da ist meine Hauptbeschäftigung! Siehst Du den eisernen Geldschrank?... Komm', ich erzähle Dir!“ Sie führte Lola in das Boudoir zurück, winkte dem Diener, sie wolle selbst serviren, reichte Lola die Tasse und setzte sich neben sie. „Der Baron hat oft so zitternde Hände, daß ihm die einzige Arbeit versagt ist, die er zu besorgen hat, und die muß ich thun, da seine Frau zu ungeschickt darin ist. Seit wir hier, bin ich sein Sekretär; ich muß ihm seine Briefe schreiben, denn die Baronin schreibt eine scheußliche Hand und ist sehr wenig gebildet. Dann muß ich von dem Wust von Geldpapieren, die er in dem großen Eisenschrank hat, lauter kleine Zettelchen abschneiden, was er lange versäumt hat; Coupons und Dividendenscheine nennt er das. Seine Frau schneide immer schief und krumm, so daß die Nummern fehlten, sagt er, und das nimmt dann immer so eine Stunde in Anspruch. Er sagt, er wolle morgen mit mir ein Verzeichniß von den Papieren anfertigen, denn es herrsche ein solcher Wirrwarr in seinem Geldschrank, daß er nicht mehr

wisse, was er darin habe. Aber komm' und sei mir nicht so traurig; ich Sorge für Alles!"

Bettina setzte sich an das Piano, fuhr in ihrer ungestümen Weise über die Tasten und ging dann träumerisch in eine Arie über. Lola war hinter sie getreten und begleitete sie anfangs schüchtern und bekümmert, dann hell und laut mit ihrer glockenreinen Stimme. Bettina lachte überrascht.

"Ei, ei, Du singst! Und diese prachtvolle Stimme läßt Du nicht ausbilden?"

"Woher nähme ich jetzt noch die Mittel?"

"Sei nicht so muthlos! Ich sage Dir, es findet sich Rath." Damit sprang sie ungeduldig wieder auf. Beide trennten sich, als es spät ward. Lola schief zum ersten Mal wieder ruhig bis in den nächsten Ostermorgen hinein.

Hell und schön war dieser aufgegangen. Lola erschien in ihrem Hauskleide zum Frühstück. Die Mutter war leidend. Egon sprach gar nicht mehr mit der Schwester; sie begehrte es auch nicht und erwiderte sein Benehmen in gleicher Weise.

"Ihr braucht euch vorläufig keine Sorge zu machen wegen der Wohnung; die Miethe für das nächste Quartal ist bezahlt," sagte sie, sich erhebend. "Fragt nicht, durch wen," setzte sie hinzu, als ihr so erstaunte Augen begegneten. "Ich habe eine gute Fee, die mir wohlwill."

"Wer hat sie bezahlt? . . . Ich will es wissen!" brauste Egon auf, sich erhebend und vor sie tretend.

"Das wirst Du am wenigsten erfahren, wenn Du in dem Ton sprichst!" Lola wandte ihm den Rücken.

Egon erfaßte ihre Schulter. Beider unverständiges Benehmen gegen einander ließ keine Versöhnung zu.

"Ich verlange als Bruder auch zu wissen, wohin Du immer gehst; Du bleibst stundenlang in der Stadt!"

"Wenn es mir beliebt, ja! Ich habe Dir am wenigsten Rechenschaft zu geben."

"Ich gebiete es Dir!"

"Und ich lache über Deine Annahme!"

"Kinder, ich beschwöre euch!" bat Gabriele, zu ihnen tretend. "Egon, sei nicht heftig, Lola wird mir ja Alles sagen! Unser Unglück zwingt uns, treu zusammen zu halten, und ist es Lola gelungen, eine Helferin zu finden, so wollen wir ihr Dank wissen!"

"Ich danke für den Dank! Erfahren will ich es!" Egon verließ mit heftigen Schritten das Zimmer und schlug die Thür hinter sich zu.

Während stand Lola Mittags in ihrem Zimmer am Fenster und schaute über die niedere Hofmauer auf die Promenade des Thiergartens hinaus. Das Wetter war herrlich. Gepuzte Festtagsmenschen strömten vorüber in den schönen Frühling hinaus; es war so unheimlich öde im Hause. Welch' traurige Festtage gegen sonst!

Endlich erlöste Bettina's Kommen sie aus ihrer Unruhe. Das Antlitz des Mädchens hatte etwas lächelnd Geheimnißvolles. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid mit halb langen Aermeln, das ihre kleinen Füße frei ließ, sich fest um die stark entwickelten Hüften schloß und die plastisch schöne Büste hob.

Sie erschien Lola in dieser Kleidung heute größer als gestern, eine wahrhaft stattliche Gestalt, zu der sie mit Erstaunen aufblickte.

"Du siehst, ich halte mein Wort!" lächelte Bettina, die Hand unter die Büsche ihres Brustauschnitts führend und ein dickes Briefcouvert hervorziehend. "Ich hätte auch mehr bringen können, denn auf Geld kommt es bei uns ja nicht an, aber es wird vorläufig genügen. Natürlich braucht Niemand davon zu wissen; es ist ganz für Dich allein!"

Ohne ein Wort, nur mit einem Blick des Dankes versteckte Lola das Couvert in ihrem Kleid.

"Ich muß nun aber leider gleich wieder fort; die Baronin — Mama will mit mir ausfahren. Uebrigens will sie Dich kennen lernen, denn ich sagte ihr von Dir. Dieser Tage gibt es eine Gesellschaft bei uns, da soll ich den Leuten vorgestellt werden. Adieu, ich sehe Dich bald!"

Bettina schien wirklich Eile zu haben. Sie küßte Lola und eilte hinaus. Diese stand einige Sekunden wie erschrocken über das Geschehene.

"Ob es wirklich Geld ist?" flüsterte sie endlich. Sie zog mit bebender Hand das Päckchen hervor, öffnete es nur halb und las die großen Ziffern auf den Billets. "O Gott, es muß viel sein! Aber ich wage nicht zu zählen, ich bin noch zu unruhig! Später!" Sie schloß das Couvert wieder und betrachtete die Initialen und die Freiherrnkronen auf demselben.

"Ich kann das Leben fortan mit anderen Augen anblicken! Und auch der Mutter will ich geben. . . Aber sie wird fragen, woher ich es habe, und ich soll doch nichts sagen. Es würde ihr nicht recht sein."

Wie betäubt von Freude sank sie auf das Sopha und sann, die Stirn in die Hand legend.

"Ich will gleich gehen," rief sie, in höchster Erregung wieder aufspringend. "Es ist zwar noch Festtag, aber das thut nichts; man erwartet mich ja!"

Sie nahm Hut und Mantille, öffnete die Kommode, zog eine der Banknoten aus dem Couvert, blickte noch einmal im Zimmer umher, schloß dann von außen die Thür und steckte den Schlüssel zu sich. Geflügelten Schrittes eilte sie die Straße hinauf.

Gabriele schaute ihr vom Fenster nach, wie sie über die Straße schritt. Sie machte sich Vorwürfe, wenn sie die Tochter anschaute. Lola's Erziehung war eine verfehlte gewesen; sie war draußen der Aufsicht ihrer Lehrerinnen überlassen gewesen, die eben nur ihre Pflicht als solche gethan; die mütterliche Hand hatte sie daheim nicht sorgsam genug geleitet. Lola's Kenntnisse waren deshalb sehr oberflächliche geblieben; sie hatte im letzten Jahr nur an den ersten Ball gedacht, der ihr bevorstand, das Zusammenbrechen aller ihrer Träume hatte ihr Gemüth gegen die Eltern verbittert und ihre Stimmung selbst die Mutter nicht geschont, die in ihrer Trauer sich wehrlos gegen der Tochter anklagende Augen sah.

Die Suppe stand schon lange auf dem Tisch, aber Lola kam nicht zurück. Ihr Zimmer war geschlossen, sie hatte auf kein Rufen geantwortet. Auch Egon war sehr erregt ausgegangen. Es werde sich heute etwas entscheiden, hatte er gesagt. Und jetzt

kam er endlich und zum ersten Mal wieder mit frohem Gesicht zur Mutter zurück.

„Meine Zeichnungen und Entwürfe haben ungeheuer gefallen, Mama!“ rief er, diese umarmend.

„Deine Zeichnungen?“ fragte sie erstaunt.

„Ich sagte Dir nichts davon! Du weißt doch, daß ich ein bißchen Geschick und Ideen auch für Musterzeichnungen habe. Einer meiner Schulkameraden ist der Sohn eines reichen Tapetenfabrikanten, der mich zuweilen mit in sein Stablisement nahm. Ich zeichnete bei der Gelegenheit einmal ein paar Arabesken mit Kreide an die Wand; der Werkführer sah sie und fragte, ob ich das aus mir selber habe, damit würde ein Anderer ein gutes Stück Geld verdienen. Und da ich nun leider oder Gott sei Dank ein Anderer bin, setzte ich mich all' die Tage hin und zeichnete, brachte die Blätter dem Werkführer, und gestern schloß dieser mich eine ganze Stunde ein, ich solle ihm aus dem Kopf eine Renaissance-tapete entwerfen. Als ich fertig war, versprach er, meine Zeichnung seinem Patron zu bringen, ich solle mir am zweiten Festtage Antwort holen. Da sieh' her, diese fünf Goldstücke hat mir Herr Reichmann selbst gegeben und mich aufgefordert, für ihn zu arbeiten. Es solle mir an Honorar nicht fehlen, wenn ich Ausdauer habe und immer nur neue Ideen in meinen Zeichnungen seien. Ich soll jetzt jeden Tag seine Fabrik besuchen, soll einen eigenen Zeichentisch in seinen Ateliers haben, und da will er selbst dafür Sorge tragen, mein Talent auszubilden; seine Künstler seien ihm so arm an Ideen geworden, er brauche neue Kräfte!“

Gabriele, überwältigt von Stolz und Freude, lehnte die Stirn an des Sohnes Schulter.

„Ob ich nun werde leisten können, was Herr Reichmann von meinem kleinen Talent erwartet, das wird sich herausstellen, Mama; an meinem Fleiß soll's nicht fehlen. Die Fabrik macht namentlich große Geschäfte nach Hinterindien, und da wimmelt es mir schon im Kopf von lauter Drachen und Ungeheuern! . . . Aber jetzt muß ich mit mir allein sein! Ich habe Geld verdient, bares, blankes Geld! Wer mir das früher gesagt hätte!“

Und als könne er das Unglaubliche selbst nicht fassen, zog er noch einmal die Goldstücke hervor, ließ sie in der Hand springen und stürmte dann zum Zimmer hinaus.

Neuntes Kapitel.

Egon litt es nicht in seinem Zimmer; mit dem ganzen beglückenden frischen Künstlerdrang, dem ein erster Wurf gelungen, ehe ihm noch eine Enttäuschung geworden, zog er in die Anlagen hinaus, in denen die Matten sich schon mit frischem Grün schmückten. Die Vögel zwitscherten in den Bäumen, die ersten geflügelten Wanderer waren bei dem zeitigen Frühjahr schon eingetroffen, die Spazierlärmten in den noch nackten Zweigen und in Schaaren bewegte sich die Bevölkerung in Festkleidern daher.

Egon sah die Welt plötzlich so ganz anders aus. Er, der bis dahin als Sekundaner in knabenhaftem Uebermuth mit ihr noch in einer Art von Feinds-

seligkeit gelebt, der, gezwungen lernend und bereitwillig vergessend, gegen die ganze moderne Weltordnung als gegen eine große Dummheit angekämpft, er betrachtete sich plötzlich wie ein wichtiges Rad derselben. Die Welt brauchte ihn, sie hatte förmlich auf ihn gewartet. Wenn ein Anderer das gekonnt hätte, was der große Fabrikherr von ihm erwartete, so säße er nicht von morgen ab an einem der großen Zeichentische in dem Atelier der Fabrik; er war also ein schaffendes Mitglied der Staatsgemeinschaft.

Erst bei Einbruch der Dunkelheit kehrte er zurück. Die Mutter hatte das Lager schon gesucht. Lola war noch nicht zurück, als er, seinen Groll gegen sie vergessend, zu ihr wollte, um ihr sein Glück zu verkünden. Ohnehin schon aufgereg, denn er hatte draußen mit einigen seiner früheren Kameraden, die sich ihm freundlich gezeigt, getrunken, schoß ihm wieder die Frage in den Kopf: „Was mag sie treiben?“

Der Schlüssel seines Zimmers öffnete auch das der Schwester; erhitzt betrat er das letztere. Nichts Ungewöhnliches fiel ihm auf. Ihr Schrank war geschlossen, in der Kommode aber steckte der Schlüssel. Er wollte nachforschen und durchwühlte mit der Hand die Schubladen. Dabei fiel ihm das in ein Fichü gewickelte Couvert in die Hand.

Eine siebenzackige Krone . . . bronzierte Initialen . . . Er öffnete und blickte mit starrem Auge auf die Banknoten. Er zählte . . . ein . . . zwei . . . Tausend . . .

So viel Geld in Lola's Besitz und die Familie darbt! Mit schwankenden Knien sank er auf einen Stuhl.

Finsternis stieg ein Verdacht in ihm auf; er verzagte ihn wieder. Aber ein eisiger Schauer überlief doch seinen Rücken und strich ihm wie eine kalte Hand über den Kopf und wieder strömte das Blut in denselben . . . Woher kam dieses Geld? . . . Und die siebenzackige Krone? . . . Das Couvert war nicht geschlossen gewesen, es stand keine Adresse darauf, sie mußte es also mit eigener Hand in Empfang genommen haben, und von wem?

Das Couvert zusammenpressend, nahm er es, schleuderte es vor sich hin, trat mit dem Fuß darauf und stieß es in die Ecke. Es war Abend und seine Schwester noch draußen!

Mit einem Fluch trat er hinaus und warf die Thür hinter sich zu.

„Kann man denn nicht arm sein, ohne ehrlos zu werden?“ knirschte er auf dem engen Flur. In seinem Zimmer traten die schlimmsten Bilder vor sein Auge. „Meine Schwester!“ rief er, umherrennend. „Meines Vaters Name, der meinige als der eines Betrügers gebrandmarkt, und meine Schwester . . . Ist es erhört, ist es denkbar! . . . Erwürgen könnt' ich sie mit dieser Hand, wüß' ich, daß es wahr sein könne! . . . Und die arme Mutter! Diese Schmach!“

Er lauschte, ob sie endlich komme; er faßte einen Entschluß und wieder einen andern . . . Dieses Geld drüben! Wer gab einem Mädchen eine Summe wie diese!?

Wieder eine andere Idee kam ihm, eine furchtbare, strafende Idee! Er stürmte noch einmal

hinüber, zündete die Kerze wieder an und suchte mit glühender Stirn nach dem Couvert.

Mit den äußersten Spitzen der Finger hob er es vom Boden, trat an das Licht und hielt es über die Flamme. Eine Quamsäule stieg vor ihm zur Decke; seine Hand war fest, sein Auge blickte weit geöffnet und starr auf die Lohe; ihm war's eine Genugthuung, die Bankscheine, die sich verkohlend vor seiner Hand krümmten, in Asche vor sich niederfallen zu sehen.

Er zuckte auch nicht, als die Thür sich öffnete und der Zug die Flamme bewegte. Seine Hand blieb fest, sein Auge unverwandt.

„Egon, was treibst Du?“ hörte er Lola's Stimme hinter sich. Das Antlitz der Schwester beugte sich über seinen ausgestreckten Arm, mit einem Aufschrei packte Lola denselben, um ihn herabzudrücken. Egon's Hand blieb fest. Er lachte laut auf, als das Licht ihm auf die Fingerspitzen brannte.

„Da liegt es!“ rief er, den kohlenden Nest auf den Boden schleudernd und die knisternde Lohe mit dem Fuß zertretend. „Eine siebenzackige Krone und . . . dreitausend Thaler in Banknoten! In's Fegefeuer mit Dir selbst, elende Kreatur!“ Er stieß Lola zurück, und diese blickte keuchend, mit sprachlosem Erschrecken in sein erhitztes Gesicht.

„Du hast getrunken!“ schrie sie. „Du . . .“ Die Stimme versagte ihr, mit gefaltet erhobenen Händen starrte sie auf die Asche am Boden.

„Ja, das habe ich, aus Freude, um hier zu Hause unsere Schande zu erleben! Aber nimm Dich in Acht vor mir! Ich werde über Dich wachen, wenn kein Anderer da ist, und finde ich den geringsten Verdacht, ich vernichte Dich, wie ich das da vernichtet habe!“

Die geballte Hand noch einmal gegen sie ausstreckend stürmte er hinaus.

Lola sank zusammen. Seine That erklärten ihr die Drohungen, die er gegen sie ausgestoßen — Worte, unter denen ihr Herz sich krampfhaft zusammengezogen. Er, den sie selbst bis jetzt als unreifen Knaben betrachtet, der mit ihr stets im Einverständnis gewesen, wenn es galt, die Eltern zu täuschen, warf sich ihr zum Vormund, zum Richter auf!

„Dieser einfältige Bube!“ Der Schmerz jagte sie auf, sie griff sich mit den Händen in das Haar, sie wollte aufschreien vor Zorn, aber nur ein Schluchzen brachte sie hervor. Ihre ganze Zukunft hatte dieser betrunkene Knabe zerstört, unrettbar, mit muthwilliger Hand . . .

Taumelnd warf sie sich mit dem Antlitz über das Bett und brach wieder in herzzerreißendes Schluchzen aus.

Egon, zufrieden mit sich selbst, hatte sich inzwischen abgekühlt. Er wollte wachen, das war sein Amt, seine Pflicht jetzt. Daß die Schwester wirklich schlecht geworden, das glaubte er bei ruhigerer Ueberlegung nicht. So schnell ward man nicht schlecht; er kannte sie besser. Aber das Unglück hatte sie verbittert, und wer konnte wissen, zu was die Entbehrung ein an die Erfüllung seiner Wünsche gewöhntes Mädchen zu treiben im Stande, das, von ihren Freundinnen verlassen, ohne Anhalt, in un-

verschuldeter Vereinsamung, das Bewußtsein des eigenen Werthes zu verlieren in Gefahr?

Er wollte sich in Güte ihr wieder nähern, seinen Einfluß als Bruder auf sie geltend machen; was er aber gethan, war recht, und in dem Bewußtsein schlief er ein. In seine Träume aber mischte sich die zackige Freiherrnkron, die sich in einen garstigen Fgel verwandelte, der mit gesträubten Stacheln über seine Brust kroch, und sein Schlummer ward erst ruhiger, als er sich in seinen Träumen bei Reichmann vor dem Zeichentisch sitzen sah und er das Gold klirpern hörte, das dieser ihm in die Hand gedrückt.

Zehntes Kapitel.

Mehrere Tage hindurch hatte Gabriele an ihrer Tochter eine steigende Unruhe gewahrt; aber ihre Gewalt über dieselbe war in dem Grade geschwunden, daß sie nicht zu fragen wagte. Ihr eigenes Herz ging schon um anderer Gründe willen in heftigeren Schlägen. Man hatte von Seiten des Gerichts von ihr Auskunft über den Aufenthalt ihres Vatters verlangt; sie hatte diese nicht geben können, er sollte also wegen betrügerischen Bankrotts öffentlich verfolgt werden.

Wie sollte sie noch den Augen der Kinder begegnen können, wenn diese davon erfuhren! Sie verbrachte die Tage, die Nächte in Thränen, und keins der Kinder sah es, denn Egon war von Morgens bis Abends draußen, und Lola schien in der That weit entfernt, von der Schande zu ahnen, die auch ihr bevorstand.

Letztere, von Bettina deren Pflegereltern vorgestellt, hatte eine Einladung zu der Soirée derselben erhalten; der eine Bankschein, den sie gerettet, war zu einem Theil verausgabt für das weiße, schöne Seidenkleid, in welchem sie am Abend vor dem Spiegel stand, während unten schon die Equipagen vor das Haus fuhren.

Zum ersten Mal sah sie sich als Dame in dem Schleppkleide, von welchem sie so lange geträumt, die schöne jugendliche Büste, die Rundung der weißen Arme bewundernd, während sie den Blumen im Haar noch ihre richtige Lage gab.

Und so lauschte sie, mit der Toilette fertig, pochenden Herzens auf das Geräusch der Wagen und die Zurufe ungeduldiger Kutscher, prüfte noch einmal das Ensemble und verließ in feierlichster Spannung das Zimmer.

Der Baron und seine Gattin standen inmitten des Empfangsalons. Er war jetzt bereits ein früh gealterter, dürrer Herr mit schmalen, bleichem Gesicht, scharfen, geistvollen Zügen, grauem Bart und zurückgewichenem dünnem Haar; seine Augenlider lagen müde, halb geschlossen über den glanzlosen, aber doch noch hellen Augen, von den Flügeln seiner Sperber-nase glitt ein scharf eingegrabener Zug um die Ecken der schmalen, farblosen Lippen. Sein ganzes Erscheinen trug den Stempel einer Hinfälligkeit, die von festem Willen aufrecht gehalten ward.

Seine Gattin hatte in ihrem trägen Naturell eine behäbige Korpuslenz gewonnen; ihr rundes Gesicht war stark geröthet, die Haut etwas narbig; es lag

nichts Aristokratisches in den weichen, verschwimmenden Zügen; sie glich mehr einer Pächtersfrau, aber sie hatte viel Verbindliches in ihrem Lächeln, wenn sie wollte.

„Unsere reizende Nachbarin!“ rief Oppenstein, Lola's Hand nehmend und sie seiner Gattin zuführend. „Eine Maienblüte, wie sie nur dieser Wonnemonat geboren haben kann!“ setzte er hinzu, während die Baronin Lola's Hand aus der seinigen empfing und ihr einige kühle Artigkeiten sagte.

Lola schaute verlegen nach Bettina aus. Sie sah ganze Gruppen von Gästen, Offizieren, Herren im Frack und weißer Kravate, Damen in den kostbarsten Toiletten, die, auf sie aufmerksam, sie neugierig musterten.

„Fräulein Goldmann!“ präsentierte der Baron sie, ihren Arm wieder nehmend. . . „Ah, meine schöne Lola!“ hörte sie gleichzeitig von der andern Seite Bettina's Stimme. „Gib mir ihren Arm, Papa!“ Damit sah sich Lola an der Seite des Mädchens, das sie stürmisch mit sich fortzog und nicht daran dachte, sie zu präsentieren.

Bettina ließ ihr kaum Zeit, auch ihre Toilette zu bewundern, eine lichtblaue, mit Weiß und Silber gemischte Gazerobe, tief ausgeschnitten, so daß Brust und Nacken mit ihrem wundervollen zarten Teint zur größten Geltung kamen.

„Ich muß Dir etwas sagen, Lola, da wir uns seit vorgestern nicht gesprochen haben!“ Bettina zog sie ungestüm in eine Fensternische. „Erstens: daß Du ganz hinreichend schön ausiehst und heute Abend viel Eroberungen machen wirst! Sieh' nur, wie sie Alle die Hälse nach Dir ausrecken! Papa-Baron war ja auch ganz entzückt von Dir; gib Acht, er wird Dir den Hof machen! . . . Und zweitens: daß meine Pflegemutter mit mir etwas vorzuhaben scheint, worauf Du Acht geben sollst. Es ist lächerlich, aber es ist so; sie bearbeitet auch schon heimlich den Baron, mich zu verheirathen. Und weißt Du, an wen? An jenen Offizier da mit dem dunkelblonden Bart, der sich eben auf den Flügel lehnt. Er kommt oft zu uns. Ich mag ihn nicht leiden, obgleich er ganz hübsch ist; er läßt mich gar nicht aus den Augen, er sieht mich gewiß auch jetzt, obgleich er nicht so thut. Denke Dir: mit achtzehn und ein halb Jahren schon heirathen!“

Lola blickte erstaunt auf die Gestalt Bettina's. Heirathsfähiger konnte nach ihrer Meinung allerdings kaum Jemand sein als dieses merkwürdige Mädchen, das ihr immer größer erschien, wenn sie es wieder sah, und namentlich heute in der reizenden, tief ausgeschnittenen Gazerobe, von Silber überglänzt, mit der wunderschönen Büste, dem blendenden Nacken, dem kräftig modellirten runden Halse und dem strahlenden Antlitz! Wer sollte heirathen können, wenn nicht sie mit der fürstlichen, walkürenhaften Haltung und dem Bouquet an der Brust und auf der mächtig langen Courschleppe! Lola begriff heute kaum, wie Bettina bisher diesen jüdischen Wuchs in der bescheidenen Alltagskleidung habe bergen können, denn sie strotzte von Jugendfülle und aus ihren Augen blitzte es mit unruhigem Leuchten.

„Er gefällt Dir nicht? . . .“ fragte sie gehesnt. „Er ist doch ein hübscher Mann!“

„Nein! Weil mir ein Anderer besser gefällt. Aber wenn sie den Pflegevater herumkriegt und der auch will, was wird mir übrig bleiben? Ich sehe das Alles schon kommen; aber gefragt sein will ich doch! . . . Sei vorsichtig,“ warnte mich die Baronin noch gestern. „Zieht er die Hand von Dir, so bist Du arm, wie Du gewesen!“ Vrr! Und davor graut mir! Ich habe erfahren, was arm sein heißt! . . . Aber komm', man vermisst mich schon wieder! Sei recht artig gegen den Baron; er findet Dich hübsch, aber ich weiß schon, was er zu Dir reden wird. Eine schöne Seele in schönem Körper, das ist sein Wahlspruch, ich sag' es Dir ja!“

Beide verloren sich einzeln in den Sälen. Oppenstein war unermülich, seinen Gästen die Honneurs zu machen; sein Pflichtgefühl beherrschte die Gebrechlichkeit seines Körpers; er lächelte unter den Schmerzen, die zuweilen seine Gesichtsnerven zucken machten. Mit väterlichem Stolz beobachtete er die Erfolge Bettina's, während er sie den Neueintreffenden zuführte.

„Gott sei Dank, die Parade ist endlich vorüber!“ Damit drückte Bettina, an Lola wieder vorüberstreifend, ihr die Hand. Diese sah, wie sie, sich von ihr abwendend, auch einigen Gästen entschlüpfend, zur Thür des Empfangsalons schritt, einen hastigen Blick in denselben warf und dann, den Fächer vor dem Gesicht bewegend, in merkbarer Aufregung hinter einer Gruppe verschwand.

Der Tanz begann von Neuem. Auch Lola erntete Triumphe. Jetzt sollte musiziert werden. Man erwartete eine bekannte Opernsängerin und einen fremden jungen Geiger, der gestern zum ersten Mal mit enormem Erfolg in der Singakademie aufgetreten und die Einladung des Barons angenommen, der ihn kürzlich in Italien kennen gelernt.

Lola, als sie am Arm ihres Tänzers den Konzertsaal betrat, in welchem der Akkompagnateur schon über die Tasten fuhr, sah Bettina, von einem Lieutenant geführt, der ihr als Herr von Walbeck vorgestellt worden — demselben, von welchem sie ihr bereits gesprochen, einem jungen Mann von hoher, eleganter Gestalt, mit sonnegebräuntem, angenehmem Gesicht, verständigen graublauen Augen und blondem Vollbart.

Bettina schien an seinem Arm kaum Notiz von ihm zu nehmen, als sie einen der vordersten Stühle wählte, während er sich bescheiden hinter sie setzte. Oppenstein selbst erschien mit der Sängerin am Arm, die mit warmer Sympathie empfangen wurde. Lola hatte auch den Geiger, eine originelle, interessante Erscheinung, schon beobachtet. Er war ein schlanker junger Mann mit etwas dunklem Teint, mächtig und faszinierend blickenden dunklen Augen, glänzend schwarzem Vollbart und üppigem, gelocktem schwarzem Haar, das phantastisch seine Schläfen ummachete.

Er mußte ein gewaltiges Talent sein; Leidenschaft sprühte aus seinen Augen in seltsamem Kontrast mit der die Gesellschaft beherrschenden Ruhe seiner Gesichtszüge. „Man könnte ihn für Lord Ruthven halten!“ vernahm Lola hinter sich die Stimme einer jungen Dame. „Wenn die Hölle eine Frauenseele fangen will, so schickt sie ihr diesen Dämon!“ flüsterte vor ihr eine ältere Dame der

Nachbarin zu. „Er ist unheimlich schön!“ antwortete diese mit einem Frösteln.

Lola war wie alle Frauen unter dem Bann dieser wirklich dämonisch schönen Erscheinung. Ihr fiel es auf, daß des Künstlers Augen oft und brennend auf einen Punkt und gerade dahin gerichtet waren, wo Bettina saß.

Und als er nach Beendigung des Gesanges jetzt mit seiner Geige vortrat, einen Blick der Verständigung auf den Akkompagnateur warf, dann über den Salon blickte — namentlich wieder auf die eine Stelle — dann die Geige an den Hals legte und die leichte weiße Hand hob, da pochte Lola so seltsam das Herz. Wenn er sie so angeschaut hätte, wie er Bettina angeblickt! . . . Es fröstelte sie und doch drang ihr das Blut in Stirn und Wangen; ihr war's auch, wie sie zu der Freundin hinüber schaute, als sei Bettina's Profil so geisterhaft bleich, als habe selbst das gebräunte Gesicht des hinter ihr sitzenden Lieutenants seine Farbe verloren.

Sie tauschten Alle, Alle athemlos gebeugt unter die magische Gewalt des seltenen Künstlers, entzückt, selbstvergessen, hingerissen, und wie endlich der Bann dieser unwiderstehlichen Macht von ihnen wich, wie der Künstler den Bogen senkte und sich stolz und knapp vorbeugte, da ruhten seine Glutaugen wiederum auf Bettina, und Lola sah jetzt ganz deutlich, daß diese kreideweiß im Gesicht, als hätten die Augen es mit elektrischem Licht übergossen.

Die Gesellschaft erhob sich; man umringte den jungen Künstler, suchte seine Hand, sagte ihm tausend Artigkeiten, und er nahm sie hin mit dem ruhigen Bewußtsein des Meisters, lächelnd, abwehrend, belästigt durch so viel Enthusiasmus.

Lola stand noch wie gebannt am Arm ihres Kavaliere, der sie in den großen Salon zu führen wünschte. Er sprach mit Ueberdruß von dieser excentrischen Bewunderung eines Geigers und sie hing an seinem Arm, kaum hörend, nur Bettina suchend, die mit dem Lieutenant von Walbeck in einiger Entfernung da stand, unbekümmert um ihren Kavaliere zu dem Künstler hinüberschauend, noch immer so bleich, an die Stätte gebannt, bis Alles zum Ausgang drängte und auch sie mit fortgerissen wurde.

Im nächsten Saal reichte man Erfrischungen umher. Lola empfand eine Unruhe, als müsse etwas Schlimmes geschehen oder als sei dieß schon geschehen. Sie erblickte Bettina, wie diese mit dürsten-

den Lippen ein Glas Limonade leerte. Sie trat verwirrt zu ihr, sie stumm anschauend, wie diese mit wild irrenden Augen und zitterndem Arm dem Diener das Glas zurückgab.

„Du!“ rief Bettina, sich sammelnd. „Es war so heiß da drüben! Ich fürchte mich, zu tanzen; ich fühle ein Schwindeln . . . Ich wollte, es wäre Alles vorüber . . . Alles!“

Lola erschrak über den flackernden Glanz ihrer Augen, über ihr hastiges Athmen, ihre Zerstretheit, und wieder überkam sie das Gefühl ihrer Unbedeutendheit gegenüber dieser in so großem Styl angelegten Frauennatur. Sie schaute fast mit Demuth zu ihr auf, wie eben Bettina's Haar, von dem Lüstre über ihr mit vollem Glanz übergossen, der Abendsonne gleich brannte, wie dasselbe Licht ihre Schultern, ihre Brust übergießt und auf diesen Teint eine fast blendende Wirkung übt. Sie schwieg vor dieser Majestät und schaute verlegen in den Saal.

„Lola, ich muß Dich sehen, Dich noch sprechen, wenn Alles vorbei ist!“ hörte sie Bettina in ihr Ohr flüstern, während die Hand derselben sich fest um ihren Leib legte. „Mir ist die Brust so voll! Erwarte mich in Deinem Zimmer; ich werde nicht schlafen können!“

Das Piano drüben unterbrach sie; die Kavaliere eilten herbei; Baron Oppenstein selbst stellte sich an die Spitze einer Polonaise. Walbeck entführte Bettina, die ihm mit an Widerwillen grenzender Gleichgültigkeit ihren Arm ließ. Lola fühlte sich während der Windungen des Zuges jedesmal erschreckt, wenn ihr der junge Geiger am Arm seiner Dame begegnete. Als der Tanz beendet, war es ihr ein ebenso beunruhigender Anblick, als sie Bettina mit ihm im Fond des Saales plaudern sah.

„O Gott, die Beiden! Was ist es mit ihnen?“ flüsterte sie bange vor sich hin. „Ich errathe ja schon Alles, was sie mir sagen will! Das ist der Andere, von dem sie sprach!“

Indeß sie vergaß; der Tanz riß sie hin. Sie genoß diesen ersten Abend mit vollen Zügen. Sie plauderte lustig, als nach dem Tanz das Büffet etablirt ward; sie hatte auch Bettina eine Zeitlang aus den Augen verloren, nicht einmal darauf geachtet, daß dieselbe zum Verdruß ihrer Pflegemutter so wenig am Tanze theilgenommen. Ohne irgend eine Ermüdung zu empfinden, stieg sie nach Mitternacht in ihr Zimmer hinauf. (Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Mit Ketten durch's Leben.

Eine Kriminalgeschichte

von

Hugo Klein.

Im Hause des Stadtrichters von Szegedin feierte man ein fürstliches Karnevalsfest. Seit drei Tagen war dort das Feuer auf dem Herde nicht erloschen, so groß waren die Vorbereitungen

der Frau Richterin zu dem Feste. Denn vor einigen Tagen erst war im ganzen Csongrader Komitate das Statutum für Räuber, Mörder, Diebe und Brandstifter verkündet worden, und die Publikation des Standrechts hatte viele Gäste nach dem Saale des Komitats gebracht: vornehme Mitglieder des Statutalgerichtes, die hier vermuthlich ihres Amtes zu wachen hatten, eine ganze Rotte von Advokaten, die sich auf die vermuthlichen Klaidoyer's vorbereiteten, sogar gefühlvolle Damen der Haute-Volée aus den umliegenden Komitaten, empfindsame

Seelen, die sich mit der Hoffnung trugen, wieder einmal eine Hinrichtung mitanzusehen und das traurige Schicksal der Delinquenten beweinen zu können. Die Exekution griff zwar ihre Nerven jedesmal so sehr an, daß sie achtundvierzig Stunden nichts essen konnten, aber darum verläumten die Damen trotzdem keine Gelegenheit, einen armen Teufel auf kurzem Wege in's Jenseits befördern zu sehen. Darum wurde denn auch im Hause der Frau Stadtrichterin seit drei Tagen nur gebacken und gebraten. Die Knechte hatten Tag und Nacht alle Hände voll zu thun und unablässig lief man im Hause hin und her. Die Fremdenzimmer waren alle vollgepfropft und die Frau Richterin athmete auf, als der Ballabend endlich gekommen war: nun war wenigstens ein Ende des Schauffements absehbar.

Bald füllten sich die festlich geschmückten Säle mit der vornehmen Welt des Komitats, schönen Damen in Seide und Atlas mit kostbarem altem Schmuck, flotten Tänzern und ehrwürdigen Notabilitäten mit ernsten Miene. Die alten Herren sammelten sich in den Spielzimmern an, wo eine kleine Pharaobank improvisirt wurde, in allen Ehren natürlich — hohe Einsätze waren streng untersagt, in der ersten Stunde wenigstens. In den Tanzsälen vergnügte sich die Jugend, lachend, scherzend, im Wirbelreigen des Walzers, bei den verführerischen Klängen des Gardas. Wie sich Tänzer und Tänzerinnen in dem feurigen Tanze umschlangen, wie sie sich neckten, flohen und hashten! Die Fiedel der Zigeuner spielte glutvolle Weisen auf, welche alle Sinne berauschten, und der Zimbal-schläger schlug mit seinen kleinen Hämmerchen auf die tönenden Saiten seines Instruments, daß sie klagten und weinten, daß sie beinahe Funken sprühten. Und die übermüthigste von allen Tänzerinnen war die schöne Tochter des Stadtrichters, eine äppige Blondine von hoher, majestätischer Gestalt, schon zwanzig Jahre alt, wenn man sie auch mit einem zärtlichen Diminutiv noch immer Boriska nannte, die kleine Barbara. Sie lachte so fröhlich, sie tanzte so gern, sie gab nicht einmal dem Bize-notär einen Korb, der sonst so viele bekam, weil er, klein gewachsen, wie er war, den meisten Mädchen unter dem Arm passiren konnte. Man sah sie überall, die schöne Boriska, wenn sie auch nicht lange in einem Saale blieb; wenn man sie in dem einen vermiste, war man gewiß, sie in dem andern zu finden. . . . Wenigstens dachte man so. Denn als es elf Uhr schlug, verschwand sie unbemerkt aus den hell erleuchteten Sälen und eilte durch einen Wintergarten neben dem Speisesaale. Dort warf sie einen einzigen Blick in den Spiegel, der ihr ein bezauberndes Antlitz mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen zeigte. Sie steckte die weiße Rose im Haare fester, warf ein weißes Tuch um die entblöhten Schultern und eilte dann durch ein verlassenes Vorhaus über eine stille, matt-beleuchtete kleine Seitentreppe in den Garten. Es war eine stille, kalte Winternacht. Wie zwei Reihen drohender Gespenster starrten sie die alten, entlaubten Bäume an, die ihre knorrigen, schneebedeckten Arme gegen sie ausstreckten. Der Schnee knisterte unter ihren Füßen, während sie durch die Allee schritt, die zu einem im Winter verlassenen, öden, abgesperrten Pavillon führte. Sie schloß die Thüre auf, und erst nachdem sie in den dunklen Gartensaal gedrungen, warf sie einen Blick zurück auf das stolze Herrenhaus, aus dessen hell beleuchteten Fenstern rauschende Musik in den stillen, nächtigen, winterlichen Garten herabblönte. Dann schien sie ein anderes Geräusch zu hören. Sie horchte auf . . .

In der öden Garda zum „Wasserschlauch“ — so nannten sie weit in der Runde den alten Jakob, der niemals Wein trank, Jakob, den Schenkwirth — zechte am Abend desselben Tages ein Betsyar. Es war ein prächtiger Bursche, schlank gewachsen, mit dunklen Augen und einem dunklen Schnurrbartchen. Er war vielleicht gar noch nicht zwanzig Jahre alt und lebte seit Jahr und Tag doch schon als Räuber in der Haide. Das heißt, er raubte nicht. Einmal hatte er das Geld in der Stadt vertrunken und verspielt, das er auf dem Markte für die Schafe seines Herrn gelbßt, und so war er in die Haide hinaus geflohen, um der Strafe zu entgehen. Er raubte nicht und stahl nicht — er erschien nur bewaffnet in den verlassenen Bauerngehöften, wenn er hungrig und durstig war. Zu solcher Zeit setzte man ihm die besten Speisen und die besten Weine vor, ja man gab ihm manchmal auch aus freiem Antriebe etwas Geld — und dann zog er wieder weiter, ohne die Leute sonstwie zu attackiren. Das Leben gefiel ihm so über alle Maßen; und er nahm es nicht schwer auf, daß manchmal

die Gendarmen auf ihn Jagd machten. Ja, es schreckte ihn auch das Statarium nicht; der alte Jakob meinte, es wäre für ihn doch klüger, in das nächste Komitat zu überfiebern, der schmucke Bursche aber lachte und sagte, er habe Gjongrad zu sich, er könne sich von ihm nicht trennen.

In dem Schenkwirth sauerte noch eine alte Zigeunerin, die der Winter hieher getrieben hatte und die aus Mitleid ein Plätzchen am warmen Ofen erhielt. Plötzlich fiel es dem jungen Komlos Vinze ein, sich von der Alten wahrslagen zu lassen.

„Komm' her, Heze,“ sagte er wenig höflich, „und lies mir aus der Hand das Schicksal!“

Die Alte humpelte herbei und studirte eine Weile mit wichtigthuender Miene die innere Handfläche des „armen Burschen“. Dann that sie einen langen Zug aus ihrer kurzen, schmuzigen Tonpfeife und sagte:

„Hüte Dich vor dem Gjongrader Fasching!“

Der Bursche lachte.

„Sie weiß auch schon,“ sagte er zum Wasserschlauch, „daß das Standrecht publizirt ist. Ja, das wird ein lustiger Fasching in Gjongrad werden. Mancher wird in der Luft tanzen — wenn der Wind den Galgen schüttelt. Aber ich, ich fürchte mich nicht, braune Heze.“

Die Zeit rückte vor. Es war schon neun Uhr vorbei. Komlos Vinze erhob sich und steckte die Pistole in den Gürtel, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Wohin in so später Nacht?“ fragte Jakob.

„Habe noch einen weiten Weg,“ sagte der Betsyar. „Ein schönes Mädchen erwartet mich.“

„Gute Unterhaltung!“ brummte der Schenkwirth, während er den Burschen in's Freie begleitete. Es strich ein scharfer Wind über die Haide und rauschte im Röhrich des nahen Theißufers in schauriger Weise. Der junge Mann aber schwang sich wohlgemuth in den Sattel und sprengte ohne Gruß davon.

Der Schenkwirth kam eben rechtzeitig in die Stube zurück, um die Zigeunerin dabei zu überraschen, als sie einen Zinnlöffel vom Tische in ihrer Tasche verschwinden lassen wollte.

Im Augenblicke hatte ihr der alte Jakob den Löffel ent-rissen. „Das ist der Dank für die gastfreundliche Aufnahme? Hinaus, Du häßliche Heze!“ Und damit versetzte ihr der noch immer kräftige Mann einen Stoß, daß sie durch die offene Thüre in den Hof hinausflog. „So, nun kannst Du Dich im Schilfrohr wärmen!“ sagte er, während er die Thüre hinter ihr schloß.

Die alte Zigeunerin erhob sich mühsam aus dem Schnee. „Ich will Dir aber auch einzeigen, altes Kaster!“ zischte sie kaum hörbar vor sich hin. Dann schlich sie zum Stalle und machte sich beim Stroh zu schaffen. Schließlich suchte sie das Weiße und humpelte schlecht und recht auf der Landstraße dahin. Als sie sich nach einer halben Stunde umwandte, da war der Horizont bereits grell beleuchtet. Die Garda zum Wasserschlauch brannte lichterloh und der Wind fachte die Flammen an. Die Heze lachte heiser und schritt rüstiger weiter als vorhin.

Der Betsyar ritt über die Haide und achtete nicht auf den Sturmwind. Er ritt mehr als zwei Stunden, bis er Szegedin erreicht hatte. Er wich der unter den obwankenden Verhältnissen höchst gefährlichen Stadt durchaus nicht aus, sondern betrat wohlgemuth das Labyrinth ihrer engen Gassen. In einem dunklen Gäßchen band er sein Pferd an einen Baumstamm, schwang sich über einen Zaun, durchschritt einen Gemüsegarten und drang durch eine kleine Gartenthüre in den Park des Stadtrichters. Er schien den Weg sehr gut zu kennen und traf pünktlich beim Pavillon ein — die schöne Boriska hatte kaum zwei, drei Minuten gewartet. . . .

Sie umschlang ihn mit ihren weißen Armen, als er in dem Gartensaal erschien, und er drückte sie zärtlich an sich. Sie waren einst Nachbarn gewesen und hatten als Kinder zusammen gespielt. Sie hatten sich lieben gelernt, als sie älter wurden, und wenn sie auch die Wege des Schicksals weit auseinander führten, so hingen sie doch mit jugendlicher Glut an einander.

In dunkler Nacht trafen sie sich manchmal auf einige flüchtige Minuten in dem öden Pavillon, um ihre Schwüre der Liebe und Treue zu erneuern.

„Ich zittere für Dich,“ flüsterte die schöne Boriska. „Du mußt fort! Fort, bis das Standrecht wieder aufgehoben ist! Man kommt so leicht in einen falschen Verdacht! Ich will Dich bis dahin nicht wiedersehen. . . .“

„Ich sterbe, wenn ich Dich nicht wiedersehen kann. Soll ich so jung dem Tod zur Beute werden, so gönne mir doch wenigstens, Dich manchmal an's Herz zu drücken . . .“

„Nein, nein, Du darfst Dich der Gefahr nicht aussetzen!“
„Fürchte nichts! Sie fangen mich nicht ein. Ich entschlüpfe ihnen, und wenn mich alle ihre Spürhunde umstellen!“

Ihre Lippen vereinigten sich zu einem langen Kusse. Sie hörten in diesem Augenblicke nichts, wie das Pochen ihrer Herzen. Ein Mäuslein huschte über die Parkete und nagte an den zerrissenen Tapeten der Wand. Sie hörten es nicht. Da erscholl Hundegebell im Garten. Boriska riß sich aus den Armen des Geliebten.

„Es kommen Leute,“ flüsterte sie. „Man wird mich auch oben vermissen. Lebe wohl!“

„Wann sehe ich Dich wieder?“

„Wenn uns bessere Sterne leuchten,“ hauchte sie. Nochmals drückte sie die glühenden Lippen auf seinen Mund und dann eilte sie fort.

Der Betsyar trat den Rückweg an und erreichte unbehindert das dunkle Gäßchen. Aber sein Roß war fort. Vergebens pfliff er ihm und rief es laut beim Namen. Es hatte sich vermutlich losgerissen und verlaufen — der Bursche stieß ärgerlich einen Fluch aus. Dann ging er sein Roß suchen, und zwar auf dem Wege, den er gekommen war — vielleicht sehnte sich das kluge Thier nach dem Stalle zurück, den es vor zwei Stunden verlassen; und so pilgerte Komlós Vincze rasch entschlossen zu Fuße zur Garda am Theißufer zurück. Bis zum Morgen mußte er wieder im Besitze seines Pferdes sein.

Er kam indessen nicht bis dahin. Eine Schaar Gendarmen umringte ihn heiläufig eine Stunde Weges von der Stadt. Vergebens schoß er seine Pistole ab. Er traf Niemanden und wurde entwaffnet. Die Gendarmen führten auch sein Pferd am Zügel, das sie in der Nähe der niedergebrannten Schenke herrenlos gefunden. Sie hatten das Roß wohl erkannt und suchten den Besizer. Kein Anderer als er konnte der Brandstifter sein.

Man legte ihm Fesseln an und brachte ihn zurück nach Szegedin. Das Stazialgericht trat am nächsten Tage zusammen, ihm präsidierte der Stadtrichter von Szegedin, um den gefangenen Betsyaren abzuurtheilen.

Komlós Vincze leugnete entschieden, die That verübt zu haben. Der alte Jakob, der mit Mühe aus seinem brennenden Hause entkommen war, bestätigte, daß Niemand außer dem Burschen und der alten Zigeunerin in der vergangenen Nacht in seinem Hause gewesen war.

„Man suche die alte Zigeunerin,“ sagte der Betsyar. „Nur sie kann das Haus angezündet haben, aus Mache, daß sie vom Hofe fortgetrieben worden war, wie der Wasserschlauch selber erzählt.“

Der Stadtrichter schüttelte das Haupt.

„Eine alte Zigeunerin suchen? Das heißt den Wind suchen! Das ist eine schlechte Ausflucht, mein Sohn.“

„Ich war nicht dort.“

„So sage uns, wo Du warst. Wo hast Du die Stunde verbracht, da das Haus in Flammen aufging?“

Der Räuber senkte das Haupt. Ein Wort hätte ihn retten können, ein einziges Wort. Boriska würde ihn nicht Lügen gestraft haben. Sollte er aber verrathen, daß sie mit ihm im dunklen Gartenpavillon des väterlichen Hauses zusammengekommen sei in nächtlicher Stunde? Mit ihm, dem Ausgestoßenen aus der Gesellschaft? Verrathen — dem eigenen Vater, den vornehmen Mitgliedern des Gerichts? Sollte er sie für ihre Liebe an den Pranger stellen? Ihr Leben mit Schimpf beladen? Ein Tod ist des andern werth. Lieber wollte er ihn erdulden.

„Ich kann, ich darf nicht sagen, wo ich war. Aber ich habe die Garda nicht angezündet.“

Der Stadtrichter zuckte die Achseln. Die Mitglieder des hochloblichen Gerichtes lächelten verächtlich. Der Betsyar konnte allerdings der That nicht überwiesen werden — doch waren die Verdachtsmomente ernster Art. Man verurtheilte ihn auch nicht zum Tode — „nur“ zu zwanzig Jahren schweren Kerkers.

Zwanzig Jahre Kerker!

Man legte Komlós Vincze Fesseln an und begrub ihn in den Kajematien der Szegediner Festung. Zwanzig Jahre trug er seine Ketten. Er verkehrte mit Niemandem wie dem alten Kerkermeister, der ihm seine Nahrung brachte. Er war einer der süßamsten, folgksamsten Sträflinge. Er machte keinen

Fluchtversuch und es kam keine Klage über seine Lippen. Stumm und ergeben trug er sein Schicksal. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit und wohl geeignet, ein Herz zu brechen. Komlós Vincze aber erhielt ein Hoffnungsstrahl, der durch die engen Gitter des kleinen Fensterchens seiner dunklen Zelle fiel: daß auch zwanzig lange Jahre vorübergehen müßten.

Und sie gingen vorüber.

Der Kerkermeister löste ihm seine Fesseln. „Es thut mir leid, daß Ihr schon scheidet, so sehr es mich Euretwegen freut.“

„Um,“ sagte der befreite Gefangene, „ich habe mich auch schon an meine Ketten gewöhnt. Wenn ich wieder zu Euch käme, möchte ich wieder nur diese tragen. Legt sie für mich zur Seite . . .“

„Wollt Ihr wiederkommen?“

„Wer weiß . . . Ich trug sie zwanzig Jahre lang ohne Schuld — wenn man ohne Schuld dazu kommen kann, ist man ja niemals vor demselben geschützt.“

Komlós Vincze blieb einige Tage bei dem Kerkermeister, der ihn so lieb gewonnen hatte, daß er ihn wie einen Freund behandelte. Der alte Mann stattete den entlassenen Sträfling mit Kleidern aus und gab ihm sogar etwas Geld, als er schied. Der ehemalige Betsyar war noch immer ein stattlicher Mann, wenn auch sein Haar ganz grau geworden. Er machte sorgfältig Toilette, bevor er die Festung verließ . . .

*

Seine Erkundigungen waren bald eingezogen. Aus der einst vielgefeierten Boriska war Fräulein Borcsa geworden. Sie hatte nicht geheirathet und alle Bewerber zurückgewiesen. Nach dem Tode des Vaters wurde sie die Erbin seines Vermögens und lebte zurückgezogen in seinem alten Hause, ein altes, wie man sagte, sehr stolzes Fräulein mit seltsamen, altjüngferlichen Grillen.

Nun stand er wieder vor ihr.

„Erkennst Du mich nicht?“

Sie sah ihn fest an und wechselte die Farbe. Dann wandte sie das Haupt ab.

„Ich kenne Dich nicht.“

„Ich bin es, Boriska . . .“

Sie erzitterte, als er ihren Namen nannte.

„Ah Du, der Brandstifter?“

„Ich bin kein Brandstifter. Ich ließ den Verdacht auf mich lasten, um Dich nicht zu verrathen . . .“

„Du hast mir das Leben vergiitet. Ich wagte nicht froh zu werden, so lange Du lebstest . . .“

„Wenn Du mich noch liebst —“

„Dich? Lieben? Dich, den Brandstifter, den entlassenen Sträfling, den Glenden, der zwanzig Jahre lang Ketten trug?“

„Um Dich, um Dich allein!“ rief er leidenschaftlich.

„Fort, fort!“ rief sie, indem sie sich mit zornsprühenden Augen erhob. „Ich will Dich nicht mehr kennen. Fort — oder ich lasse Dich von den Knechten die Treppe hinabwerfen und von den Hunden zum Hofe hinaussetzen!“

„Boriska! . . .“

Sie ergriff die Klingelschnur.

*

Spät am Abend desselben Tages pochte Jemand an die Thür des Kerkermeisters in der Szegediner Festung. Der Alte öffnete und war sehr erstaunt, Komlós Vincze vor sich zu sehen. Er führte ihn in seine Stube, wo der ehemalige Sträfling auf einen Stuhl niederfiel.

„Ja, ich bin wieder da . . . und werde Dich nicht mehr verlassen . . . Hast Du meine Ketten noch bei der Hand? Lege sie mir wieder an. Du darfst es thun, ich habe ein Weib erschlagen . . .“

Der Alte legte ihm die Ketten wieder an und führte ihn vor den Richter.

Komlós Vincze erzählte dann vor ihm und später vor dem Gerichte die ganze Geschichte seines Lebens und gestand unumwunden ein, die ehemalige Geliebte ermordet zu haben. Das Gericht fand, daß in diesem Falle viele mildernde Umstände vorliegen. Man verurtheilte ihn zwar zum Tode, empfahl aber seine Begnadigung. Er wurde auch begnadigt — zu lebenslänglichem Kerker.

Er trug die alten, liebgewordenen Ketten nicht lange. Seine Kräfte verfielen rasch, und eines Morgens fand man ihn todt in seiner Zelle. In seinen letzten Tagen phantastirte

er viel von der schönen Boriska und dem Sjongrader Fasching — er hatte auch die alte Zigeunerin nicht vergessen, deren zweideutige Worte sich so verhängnißvoll erfüllt hatten.

Wer die alte Segebiner Feste besuchte und ihre Kasematten besichtigte, wurde auch in die Zelle Komlós Vincze's geführt, und dann erzählte der Schließer jedesmal die Geschichte des unglücklichen Sträflings. Sie ist buchstäblich wahr, diese traurige Geschichte, und bildet ein dunkles Blatt aus der Verbrecherchronik der alten Feste, die in den letzten Jahren dem Erdboden gleich gemacht wurde. Komlós Vincze's Zelle ist nicht mehr zu sehen, doch das Volk besingt seine düsteren Schicksale in einer ergreifenden Ballade.

M o s a i k.

Dämmerkunde. Welch' ein süßer Reiz liegt in dem Worte: „Zu Hause“. So wundervoll es „draußen“ gewesen sein mag, so unterhaltend und bunt das Leben auf den Straßen, es ist ein Gefühl süßer Befriedigung, wenn die Pforte sich hinter uns schließt, wenn uns wieder unsere „vier Wände“ umgeben. Ganz besonders um die Stunde der Dämmerung hat das Daheim seinen mysteriösen Reiz. Man hat noch den Kopf voll Lärm und Spektakel, und schon umgibt uns tiefe Stille, nicht die Stille der Trauer, sondern des sanften Friedens. Mit einem einzigen Blick umfaßt man in dieser kleinen Welt alle Gegenstände, welche Einem lieb und theuer sind. Es sind die stummen Zeugen unseres Innenlebens: das offene Buch, die angefangene Arbeit, das Klavier, auf dessen Pult noch vom letzten Abend her Beethoven's Monatsheftmonate aufgeschlagen liegt, die kleine Aquarelle auf der Staffelei — kurz überall wir selbst und — unser besseres Selbst. Man streift die lästigen Handschuhe ab und setzt Diez und Das an seinen bestimmten Platz, man riecht an dem Veilchenbouquet auf dem Schreibtisch, das eine liebe Hand für uns hingestellt hat, man sieht, ob schon die kleine Rosentropfe an dem selbstgegegogenen Stock aufgebrochen ist — und welche Freude, wenn sie uns den Gefallen gethan hat. Nun zündet man die Theemaschine an, rückt das Tischchen, auf dem sich dieselbe befindet, dicht an ein bequemes türkisches Fauteuil und sinkt zurück in die weichen Kissen. Die Dämmerung ist nämlich vollends herein gebrochen, und das ist die privilegierte Stunde süßen Nichtstuns, gegenstandslosen Träumens, ohne daß man sich darüber Vorwürfe zu machen braucht. Man lauscht auf das schläfrige Tictack der Stuhluhr, man beobachtet, wie aus allen Ecken und Winkelchen schwarze Schatten aufsteigen und langsam das Licht begraben, wie die Flamme der Theemaschine einen feinen, züngelnden rothen Schein über die Tischdecke wirft, und wie endlich ein leises und immer mehr anschwellendes Summen beginnt, das sich mit dem Ticken der Uhr zu einer seltsamen Doppelmelodie vereinigt. Welch' ein Reiz liegt in der tiefen geheimnißvollen Wechselbeziehung, in der man zu allen Gegenständen seiner Umgebung steht. Werden nicht sogar die Porträts an der Wand lebendig und schauen uns an mit seltsam vergeistigten Blicken? Alles, Alles gewinnt Leben und Bedeutung, und die Seele befinnt sich auf sich selbst. Vergangene Zeiten steigen vor ihr empor, selige und trübe Stunden, aber letztere verklärt von dem milden Zauber der gegenwärtigen. Und so spinnen und weben die Gedanken Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit wunderlicher Kunst ineinander, bis draußen liebe, wohlbekannte Schritte laut werden und plötzlich

zwei Arme uns umschlingen, zwei Lippen sich auf unsern Mund legen und eine tiefe Stimme uns in's Ohr brummt: „Ist der Thee fertig, Frauen? Ich habe entsetzlichen Hunger.“ Ein silberhelles Lachen und — die Dämmerstunde ist vorüber.

Die drei Stadien. Ein Börsenbesucher, welcher in seinen Mußestunden sich als Heirathsvermittler beschäftigt, brachte über die Chancen der einen Mann begehrenden Damen an die Börse folgenden artigen Witz: Junge und schöne Damen, denen ein Heirathsandidat präsentiert wird, stellen sogleich die Frage: „Wie ist er?“ In den Jahren der Ueberlegung fragen sie bereits: „Was ist er?“ Reif gewordene Jungfrauen aber stürzen sogleich mit der Frage vor: „Wo ist er?“

Altenglischer Durst. Das tägliche Quantum an geistigen Getränken, welches den Hofdamen zur Zeit Heinrich VIII. in England gestattet war, macht der Leistungsfähigkeit des damaligen beau sexe in dieser Hinsicht alle Ehre. Sie bekamen zum Frühstück: ein Gallon Ale — es wurde also schon damals ein veritabler Fröhshoppen abgehalten —, zum Mittagessen ein Gallon Bier, zur Veiper ein Gallon Ale, zum Abendessen wieder ein Gallon Ale und nach dem Abendessen ein halbes Gallon Wein. Da ein altenglisches Biergallon ungefähr vier Liter enthält, so kamen also auf jede Schöne je zehn Liter Bier pro Tag, eine Leistung, welche einem alten, ausgepöchten Studenten alle Ehre machen würde.

Ein Wort Garrik's. Als ein englischer Lord den berühmten Schauspieler Garrik als Deputirten in das Parlament bringen wollte, wehrte sich der Künstler gegen diese Ehre mit den Worten: „Merci. Verehrtester; wenn ich den „Narren“ spielen will, so kann ich dieß ebenfogut und mit mehr Nutzen auf der Bühne thun.“

Nächstenliebe. Fabrikherr (zu einem Geschäftsfreund): Habe jezt auch einen Aufzug in meiner Fabrik anbringen lassen. — „Und fürchten Sie sich nicht vor einem Unglück?“ — „Ich für meine Person benötige ihn nicht, er ist bloß für die Arbeiter.“

Gut informiert. Auf dem Ball fragt eine Dame ihren Tänzer: „Wer ist der Herr mit dem großen Ordensbande, der eben mit meiner Schwester tanzt?“ — Er (eifrig): „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen, mein gnädiges Fräulein, dieser Herr — er — er heißt — mein Gott, wie heißt er doch gleich — wissen Sie, es ist derselbe, der das berühmte Buch geschrieben hat über — über — wie war doch der Titel — ja — und dafür hat er dann den Orden bekommen.“

Ein Sekretär gesucht. In einem vielgelesenen Berliner Blatt stand kürzlich folgende Anzeige: „Ein Sekretär gesucht. Günstige Bedingungen. Näheres Dorotheenstraße 139 bei Pfeife, 5 Treppen hoch.“ Natürlich stürzten sämtliche stellose Individuen Berlins nach der Dorotheenstraße zu Herrn Pfeife, eine wahre Völkerverwanderung. Wer aber schildert das Entsetzen der Reflektanten, als sie erfahren mußten, daß Herr Pfeife keinen zweibeinigen, sondern einen — vierbeinigen Sekretär suchte, nämlich ein Möbel.

Neuester Romanverlag
der
Deutschen Verlags-Anstalt
vorm. Ed. Hallberger
in Stuttgart und Leipzig.

van Dewall, An der Grenze. 2 Bde. M. 8. — van Dewall, Katharine Ollsand. 3 Bände. M. 12. — van Dewall, Der Kommandant. M. 5. — van Dewall, Sonnige Tage. M. 3. — Erhard, Die Rose vom Haß. 3 Bände. M. 12. — Erhard, Turf und Parket. M. 5. — Frenzel, Nach der ersten Liebe. 2 Bde. M. 8. — Geyern, Die Domschenke. M. 5. — Geyern, Gräfin Resi. 3 Bände. M. 12. — Ompteda, Alte Schulden. M. 5. — Reichenbach, Durch. 2 Bde. M. 8. — Rosenthal-Bonin, Die Thierbändigerin. M. 4. 50. — Rosenthal-Bonin, Schwarze Schatten. M. 4. 50. — Samarow, Plewna. 3 Bde. M. 12. — Vischer, Auch Einer. 2 Bde. M. 9. — Vosmaer, Amazone. M. 5. — Warren, Chavrilac. 3 Bde. M. 12.